

4/2004
Dez/
Jan/Feb

ZEITSCHRIFT DER AUSLÄNDERBEAUFTRAGTEN DES LANDES NIEDERSACHSEN

H 5957



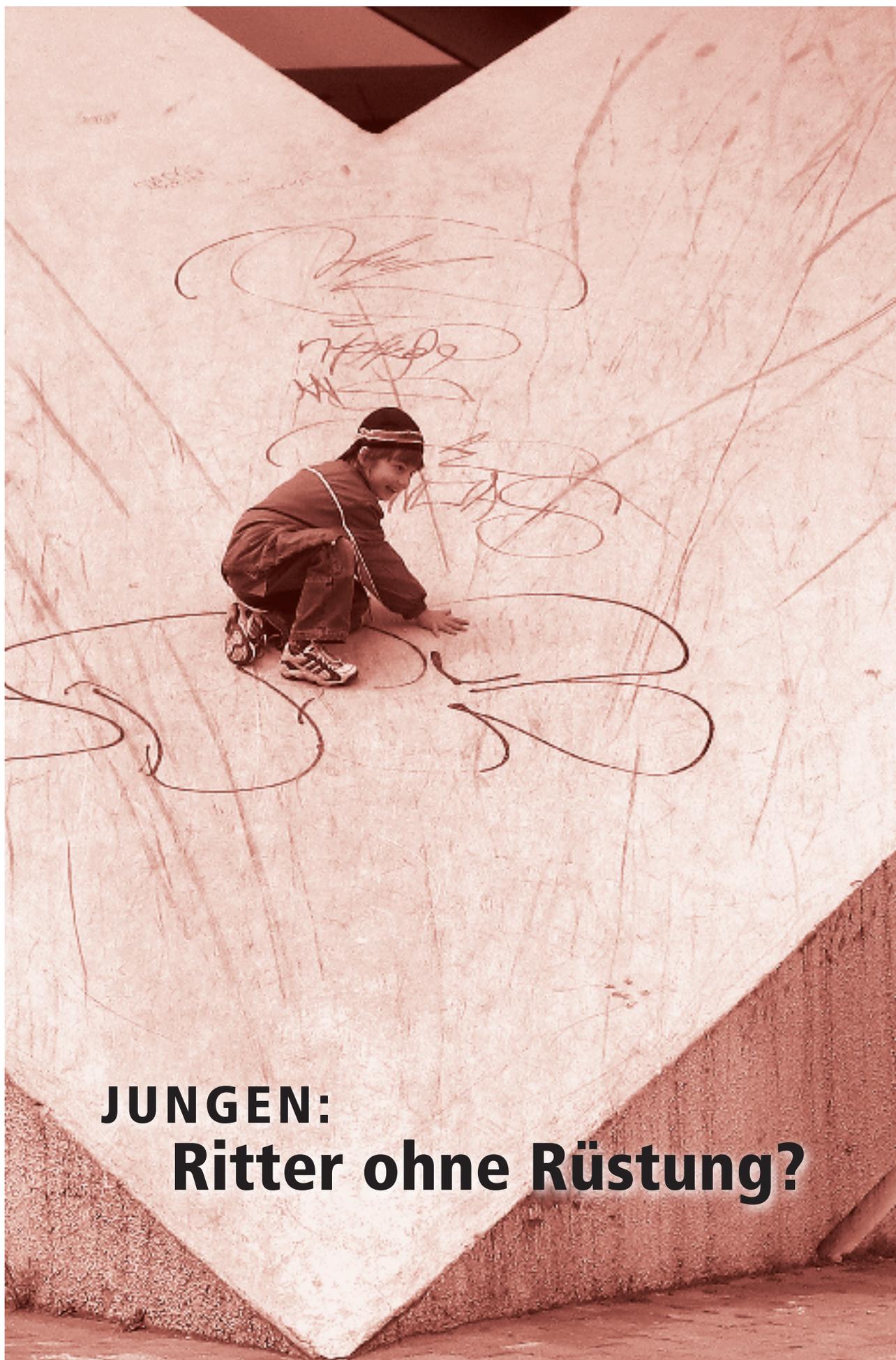
MEHR
HEITEN

BETRIEF

MINDER
HEITEN



Niedersachsen



**JUNGEN:
Ritter ohne Rüstung?**



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

brachte vor gar nicht so langer Zeit eine Frau ein männliches Kind zur Welt, so jubilierten alle: „Hurra, es ist ein Junge!“ Und das durchaus nicht nur in der westlichen Hemisphäre Europas. In manchen Ecken der Erde gilt ein Junge auch heute noch als größtes Glück. Nicht aber in Deutschland, würde man meinen, wenn man den Rufern in der Not Glauben schenken möchte. Denn hier gehören Jungen nach übereinstimmenden Berichten aus Wissenschaft und Praxis zu den neuen Verlierern der Nation – und Jungen ausländischer Herkunft allemal!

Leistungschwächer in der Schule als das „schwache“ Geschlecht, in den Familien schwerer zu handhaben, besorgniserregend auffällig im öffentlichen Raum, mit ohnmächtiger Wut angesichts der sie völlig überfordernden ambivalenten Anforderungen, dabei zunehmend machomäßig und teils sogar aufsässig und bedrohlich „drauf“ bis hin zur Delinquenz. Kurz: die Lage der Jungen, zumindest aber ihr Image erscheint katastrophal! Und schon spult wieder das ganze gut gemeinte Programm ab, was man noch kürzlich im umgekehrten Fall den Mädchen ange-deihen ließ.

Das mag ja auch alles ganz bemüht sein und hier und da durchaus Erfolge zeitigen – aber das Motiv aller Anstrengungen bleibt dabei problematisch: der defizitäre Blick. Jungen heute, zumal Migrantenjungen, werden mehr noch als Mädchen früher darüber definiert, was sie alles nicht können und nicht sind. Wenn die Gesellschaft aber so mit ihnen umgeht – wie sollen sie dann selber spüren, dass sie auch wer sind?!

Jungen: Ritter ohne Rüstung?

Auf ein Wort

Wie neu ist die „neue“ Debatte?
von Gabriele Erpenbeck 3

Thema

Ritter ohne Rüstung: **Jungen auf der Suche**
von Olaf Jantz 4

In der Familie: **Halt in traditionellen Rollen**
von Korinna Bäcker 6

Elternkurse: **Wie erkläre ich das meinem Mann?**
von Martina Huxoll 7

Jungen in der institutionellen und außerfamiliären Erziehung:
Neue Prügelknaben?
von Manfred Bönsch 9

Jungenarbeit: **Selbstbehauptung als Entdeckungsreise**
von Olaf Jantz & Peter Meißner 10

Jugendliche Spätaussiedler: **Im Meer der Entfremdung**
von Alexander Feigin 12

Engagement: **Was bringt mir das?**
von Jan Lampe 14

Forum

Ethnomedizin: **Richtungweisender Schritt**
von Axel Düsenberg 16

Mauergeschichte: **Eigentlich unmöglich**
von Birgit Loff 18

Portrait: **Zwischen Freiheit und dem Weg Gottes**
von Rena Bürger 20

Abschied: **Loslassen**
von Gabriele Erpenbeck & Swaantje Düsenberg 21

Materialien zum Schwerpunktthema 22

Impressum

Herausgeberin/Verlegerin (ViSdP) und Redaktionsanschrift:

Niedersächsisches Ministerium für Inneres und Sport (MI) – Ausländerbeauftragte, Postfach 221, 30002 Hannover

Produktion: Liza Yavsan, Tel. (05 11) 1 20-48 65, E-Mail: liza.yavsan@mi.niedersachsen.de

Redaktion: Katerina M. Agsten, Swaantje Düsenberg, Gabriele Erpenbeck, Anette Hoppenrath, Dieter Schwulera, Liza Yavsan

Titelfoto: Katerina M. Agsten

Gestaltung: set-up design.print.media, Hannover · Druck: Sponholtz Druckerei GmbH & Co. KG, Hemmingen · Vertrieb: Lettershop Brendler GmbH, Laatzen

Erscheinungsweise: jeweils Ende März, Juni, September, Dezember

Bezugspreis: Die Zeitschrift kann gegen einen Kostenbeitrag (Einzel exemplar 2 € inkl. Versandkosten) bezogen werden.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Herausgeberin (wird gern erteilt). Alle Rechte vorbehalten.

© Die Ausländerbeauftragte des Landes Niedersachsen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht in jedem Fall die Meinung der Herausgeberin und der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Materialien übernimmt die Redaktion keine Haftung; im Falle eines Abdrucks kann die Redaktion Kürzungen ohne Absprache vornehmen.

Betrifft wird auf chlorfrei gebleichtem Material gedruckt. ISSN 0941-6447

Wie neu ist die „neue“ Debatte?

Integrationsfragen werden seit vielen Jahren mit Recht diskutiert.

Es fragt sich nur wie!

Im „Handlungsprogramm Integration“ der Landesregierung aus dem Jahr 2003 heißt es wörtlich: „Niedersachsen ist ein Land gelebter Integration. Sie findet im Alltag im kulturellen, wirtschaftlichen, sozialen und politischen Bereich statt. Sie hält unsere Gesellschaft lebendig. Niedersachsen verfügt über ein vielfältiges, wertvolles Repertoire gesellschaftlicher Integrationserfahrungen und -kompetenzen, auf die unterstützende Maßnahmen auch des Landes zurückgreifen können. Die nachhaltigen Bemühungen des Landes und der Kommunen sowie die sozialen Dienstleistungen insbesondere der freien Wohlfahrtsverbände, der Kirchen und unzähliger privater Initiativen haben gemeinsam bewirkt, dass die bisherige Zuwanderung nach Niedersachsen zu keinen größeren sozialen Verwerfungen geführt hat.“

Die öffentliche Debatte spiegelt heute ein völlig anderes Bild. Heute hören oder lesen wir kein Interview mit politisch Verantwortlichen mehr ohne die Forderung: Wer bei uns leben will, muss sich an das Grundgesetz und unsere Rechtsordnung halten, unsere Werte akzeptieren, die deutsche Sprache lernen usw. Zwar werden derartige Selbstverständlichkeiten so oder so ähnlich seit Beginn der Anwerbung gefordert, und niemand, auch die weitaus meisten Zuwanderer nicht, wird ihnen widersprechen. Aber jetzt hat sich der Ton verschärft. So wie die Forderungen heute vorgetragen werden, geraten sie zur Anklage gegen die Migranten.

Keine Frage: es gibt Defizite, die übrigens von allen Beteiligten zu beantworten sind. Aber die Rahmenbe-

dingungen für gelingende Integration kann nur die Politik herstellen – und das auf allen Ebenen, von den Städten und Gemeinden über die Länder bis hin zum Bund. Die Politik hat auf allen Feldern zu reagieren, auch in Zeiten knapper Kassen.

Ich sehe die Probleme vor allem im Bildungs- und Ausbildungsbereich. Denn wie können Kinder und Jugendliche erfolgreich in die Arbeitswelt starten, wenn sie nicht angemessen gefördert werden? Diese Frage muss übrigens für alle Kinder gestellt werden – für die ausländischer Herkunft genau so wie für die deutschen!

Unsere Gesellschaft stellt sich selbst ein Armutszeugnis aus, wenn sie über 20 % der ausländischen Schülerinnen und Schüler ohne Hauptschulabschluss aus der Schule entlässt (im Gegensatz zu „nur“ rund 7 % der deutschen Schülerinnen und Schüler). Die türkischen Jugendlichen haben die schlechtesten Schulabschlüsse. Was vielleicht viele

aber nicht erwarten würden: bei den italienischen Jugendlichen findet sich das gleiche niederschmetternde Ergebnis. Und ich finde es auch beschämend, wenn sich eine junge türkische Familie eine Doppelhaushälfte bauen möchte – und dann keine Familie findet, die sich für die andere Doppelhaushälfte interessiert.

Heute springt uns aus fast allen Medien der Slogan „Geiz ist geil!“ entgegen. Gehört das etwa zu den „neuen“ Werten, die die Gesellschaft zusammenhalten sollen? Können solche oder ähnliche Parolen den Menschen Heimat bieten? Seit einiger Zeit haben die Klagen über den „Verfall der Werte“ wieder Konjunktur. Aber zwischen den Zeilen schwingt viel Unsicherheit über den Zustand der eigenen „deutschen“ Kultur mit. Vieles Selbstverständliche – wenn auch nicht immer selbst gelebt – scheint abhanden gekommen zu sein.

Da liegt es offenkundig wohl vielen nahe, Selbstverständlichkeiten in anklagendem Ton von anderen zu fordern.

Gabriele Erpenbeck



Foto: Agsten



Jungen auf der Suche

Nicht erst seitdem Wissenschaft und Medien die Jungen als „Modernisierungsverlierer“ (wieder) entdeckt haben, stehen männliche Jugendliche im Fokus der fachlichen und gesellschaftlichen Sorge: Denn bereits zur Zeit der so genannten „Halbstarken-Ausschreitungen“ in den 50er Jahren gerieten männliche Jugendliche mit ihren zuweilen hilflosen Versuchen, die „Anforderungen“ an ihre Männlichkeit zu bewältigen, in Verruf.

Doch in jüngerer Zeit spitzen sich besonders jene Situationen zu, in denen klassische Männlichkeiten als überholt gelten – in der Familie, in der Partnerschaft und auf dem Arbeitsmarkt. Sowohl die Errungenschaften der Frauenbewegungen als auch die Bildungsexpansion seit den 60er Jahren hat nämlich die Ideologie der männlichen Rolle enorm ins Wanken gebracht. Auch die vermehrte interkulturelle Begegnung mit verschiedenen Männer- und Jungenbildern erschüttert heute die „einzig richtige“ Vorstellung von Männlichkeit erheblich.

Die Spielarten von Männlichkeiten haben sich enorm erweitert. Doch bei genauerer Betrachtung bleibt ein Kern männlicher Ideologie stringent erhalten, zu dem sich alle Jungen irgendwie verhalten müssen. Ob per Distanz, Anpassung oder gar per Übererfüllung – dies gilt für sämtliche sozialen, kulturellen und ethnischen Herkunft. Nur werden diese Anforderungen je nach persönlichen, sozialen und eben auch kulturellen Ressourcen beantwortet. Soviel steht jedenfalls fest: Je mehr Jungen eine Chance besitzen, im deutschen Bildungssystem Fuß zu fassen,

desto weniger setzen sie Körper (und Gewalt) ein, um ihre „männliche Normalität“ zu beweisen. Je weniger sie für sich eine reale Perspektive sehen, desto näher liegen ihnen physische Machtbeweise als identitätsstiftende Selbstvergewisserung.

Was fehlt allen Jungen?

Für Jungen kommen in den letzten Jahrzehnten bundesdeutscher Realität zwei Schwierigkeiten zusammen. Einerseits ist eine umfassende Vernachlässigung durch ihre erwachsenen Bezugspersonen zu verzeichnen: Eltern sind oft zu beschäftigt, um die Nöte und Wünsche ihrer Söhne wahrzunehmen. Väter sind kaum vorhanden, Mütter fühlen sich mit pubertierenden Jungen oftmals überfordert. Besonders im Primärbereich fehlen männliche Pädagogen: je jünger Jungen sind, desto weniger Männer begegnen ihnen im Alltag. Diese fehlenden realen Männer werden nach wie vor durch fiktive Männerbilder aus den unterschiedlichen Medien, vom Comic über Kinderbücher bis hin zu Computerspielen ersetzt. Ein gutes Territorium für neue alte Heldengeschichten.

Auf der anderen Seite müssen Jungen eine lebbare Balance finden zwischen den ihnen meistens in ihrer Peer-Group angebotenen Männlichkeitsentwürfen, die sich ihnen zu allermeist als höchst ideologisch präsentieren: antiweiblich, antischwul, behindertenfeindlich, fremdenfeindlich und mit dem steten Mythos einer männlichen Überlegenheit. Dabei spüren alle Jungen, dass sie den (überhöhten) Anforderungen niemals gerecht werden können. Etwaige Versagensängste werden dementsprechend maskiert, was zu den bekannten Phänomenen des jeweiligen männlichen Habitus führt.

Vielen Jungen fehlt in der heutigen Zeit von Zukunftsangst und Sozialabbau auch eine glaubhafte Perspektive. Das, was ihnen vorgelebt wird, offenbart sich als höchst widersprüchlich und für den Einzelnen als bedrohlich verwirrend. So verlangt der heutige Arbeitsmarkt von (werdenden) Männern einerseits „weiche“ Eigenschaften wie Teamfähigkeit und Einfühlungsvermögen ab, andererseits gelten gleichermaßen die alten Anforderungen an die Männlichkeit wie Durch-

setzungskraft und Dominanz. Jungen sollen also scheinbar unvereinbare Gegensätze in sich vereinen: hart/weich, einfühlsam/durchsetzungsstark, empathisch/egoistisch, offensiv/defensiv, beruflich erfolgreich/verantwortlich in der Familie usw. usf. In dieser doppelten An- und Überforderung gedeihen neue alte Bilder von Männlichkeit besonders gut, die ihre Überlegenheitsansprüche machtvoll durchzusetzen versuchen und dies eben notfalls auch mit gewalttätigen Mitteln.

Wie können Jungen also ein gesundes Selbstbewusstsein aufbauen, wenn sie einerseits der Familienernährer werden sollen, andererseits aber keine oder nur wenige Chancen auf einen Arbeitsplatz sehen? In der Jungenarbeit finden wir vor allem folgende Motive dafür, wie Jungen jeweils ihre Männlichkeit präsentieren. Sie möchten:

- bloß nicht herausfallen („normal sein“)
- anerkannt sein von anderen („Selbstpräsentation“)
- mehr sein als andere („Mythos der Überlegenheit“)
- anderen imponieren (Drang zur Grandiosität)

Was ein „richtiger Junge“ aber auf jeden Fall will, zeigen diese Ergebnisse einer Umfrage:

- Nicht weiblich sein (kein Mädchen)
- Nicht schwul sein (kein Exot)
- Nicht behindert sein (kein Beschränkter)
- Nicht „anders sein“ (kein Ausgestoßener)
- Nicht zu weich sein (nicht angreifbar)
- Nicht hilflos wirken (nicht vernichtbar)
- Nicht Opfer sein (nicht handlungsunfähig)
- „Nicht wie Daniel Kübelböck sein“ (nicht all das obige in einer Person)

„Männlichkeit“, scheint also eher negativ definiert zu werden. Es geht eher darum, unangenehme Zuschreibungen zu vermeiden, als Zielvorstellung positiv zu benennen und zu verwirklichen! Wer Jungen aber angemessen unterstützen will, sollte ihre Definition und Präsentation als Reflex auf die an sie

gestellten realen An- und Überforderungen begreifen und die Jungen und ihre Welten besser verstehen lernen.

Die Besonderheiten bei Jungen mit Migrationshintergrund

Migrantenjungen sind keine homogene Gruppe. Auch ihre Verhaltensweisen unterscheiden sich analog ihrer jeweiligen Integrationschancen. Denn je



Foto: Agsten (2)

mehr ihre äußere Erscheinung als „anders“ identifizierbar und/oder je unsicherer ihr rechtlicher Status ist, desto eher fühlen sie sich auch „außerhalb“. Manche empfinden auch einen kulturellen Zwiespalt zwischen den jugendlichen, interkulturellen Lebenswelten und den eher monokulturellen Welten der Familie. Hierzu treten außerdem „normale“ Spannungen zwischen den Generationen, wie wir sie auch in deutschen Familien beobachten.

Allerdings ist gerade nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 und der Reaktion der Mehrheitsgesellschaft insbesondere auf Muslime eine Zunahme an Selbstethnisierung in einigen Gruppen zu beobachten. Dies hat z. B. für einige türkische Jungen zur Folge, dass sie ein neues Selbstbewusstsein als „Schwarzkopf“ präsentieren, was

auch deutsche Jungen motiviert, sich so „türkisch“ wie möglich zu verhalten, um nicht als „deutsches Kartoffelgesicht“ zu gelten. In früheren Jahren ist es mir dagegen weitaus häufiger begegnet, dass sich türkische Jungen besonders italienisch gaben, um von deren Bild als „Frauenheld“ zu profitieren und eben nicht als potentieller Gewalttäter gesehen zu werden.

Heute haben körperorientierte, raumgreifende und auch grenzverletzende Bilder Konjunktur. Und trotz der eher kleinen Anzahl an dunkelhäutigen Jungen, die sich derart „mackerhaft“ geben, sich möglicherweise zu „Banden“ zusammenschließen oder auch kriminell auffallen, wird dieses Bild auf den Straßen, in den Schulen, den Medien und an öffentlichen Orten aufgrund ihrer machtvollen Präsentation als Prototyp nicht-deutscher, südländischer, vielfach muslimischer Männlichkeit erlebt. Wer jedoch Migrantenjungen als die „mackerhaft-dominante Spielart“ neu-deutschen Jugendenseins begreift, übersieht all jene Migranten, die eine andere Art der Bewältigung gefunden haben: Rückzug, Depression, Überanpassung, Kreativität, kulturelle Selbstentfaltung, kulturalisiert-gewollte Position, kritische Distanz, hoher Bildungsabschluss usw. Diese scheinbar „untypischen“ Jungen werden auch in der pädagogischen Betrachtung oft vernachlässigt und wiederum marginalisiert.

Wenn wir also dem interkulturellen Anspruch in Bildungs- und Freizeiteinrichtungen gerecht werden wollen, dann müssen wir Männlichkeit als ein Thema für alle Jungen begreifen, sie in ihren Unterschieden wahrnehmen und geeignete Maßnahmen installieren wie etwa eine gezielte (inter-)kulturelle Jungenarbeit!

Olaf Jantz

Dipl.-Päd., Jungenbildungsreferent mit dem Schwerpunkt (inter-)kulturelle Jungenarbeit bei mannigfaltig e.V. – Verein und Institut für Jungen- und Männerarbeit; Dozent und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hannover mit dem Forschungsschwerpunkt Ressourcenstärkung bei Jungen nicht-deutscher Herkunft

In der Familie:

Halt in traditionellen Rollen

„Migrationshintergrund“ – dieser Begriff in der Vita von Kindern und Jugendlichen hat für lehrende und helfende Berufe über die Jahre hinweg den Charakter eines „Risikofaktors“ bekommen: in höherem Maße gefährdet – besondere Förderung notwendig. In den letzten Jahren wurde bei jedem zweiten von ihnen ein neuer „Risikofaktor“ entdeckt: mit dem Chromosomensatz 22xy ausgestattet und damit männlich zu sein. Haben es Jungen, die in oder zwischen zwei kulturellen Welten leben, wirklich schwerer als ihre Schwestern – oder wird es ihnen schwer gemacht?

Jede allgemeine Äußerung über Jungen mit Migrationshintergrund ist zwangsläufig eine Pauschalisierung. Es gibt so viele Wahrheiten, wie es Kinder und Familien gibt, und ihre Gemeinsamkeiten sind oft geringer als die Unterschiede. Selbst wenn wir die zahlenmäßig große Gruppe von Kindern und Jugendlichen türkischer Herkunft und aus der dritten Generation herausgreifen, die wie schon ihre Eltern oder zumindest ein Elternteil in Deutschland geboren sind und sich oft als „Türken mit deutschem Pass“ verstehen, ist es unmöglich, der Vielfalt ihrer Lebensgeschichten in einem kurzen Abschnitt gerecht zu werden.

In der türkischen Sprache gibt es eine Reihe differenzierter Bezeichnungen für Schwester, Onkel, Schwägerin, Großvater – je nachdem, ob es sich um jüngere oder ältere Verwandte, um jemand aus der mütterlichen oder der väterlichen Linie handelt. In manchen afrikanischen Sprachen benennt man den Neffen oder den Enkel umgangssprachlich wie den Sohn, der Onkel ist der Vater usw. Und deutsche Konsulate in Afrika erklären in ihren Visabestimmungen wortreich, dass Besuchervisa für Familienangehörige nicht etwa für die Schwester der Ehefrau oder den Sohn des Bruders beantragt werden können.

Diese Beispiele mögen aufzeigen, dass die deutsche Vatermutterkind-Familie vielen Migranten fremd ist und bleibt, zumal die Mehrzahl der hier lebenden Migranten ihr Herkunftsland nicht mit dem Ziel verlassen hat, etwa ihre familiären Bindungen aufzugeben. Diese Beziehungen werden im Gegenteil durch den Migrationsprozess eher intensiviert und bestehen häufig auch über weite Entfernungen. Als Orientierungshilfe bei wichtigen Lebensentscheidungen gewinnt die Meinung der Familie in der Fremde noch an Bedeutung. Gesellschaftliche Veränderungen im Herkunftsland wirken sich im Alltagsleben von Migranten erst mit großer Verzögerung aus.

Auch und gerade wenn die traditionelle Rollenverteilung zwischen Frau und Mann in Migrantenfamilien nach außen hin aufgehoben erscheint (etwa wenn der Vater arbeitslos ist oder die Mutter wegen besserer Deutschkenntnisse die Kontakte zu Behörden, Schulen usw. wahrnimmt), identifizieren sich die Kinder aus solchen Familien in der Regel stärker mit ihrer jeweiligen traditionellen Rolle; sie verhalten sich gemäß den Erwartungen der Eltern eindeutiger als deutsche Mädchen bzw. Jungen – was gerade die Jungen in deutschen Augen schnell zu „Machos“ macht. Die Verantwortung des



Foto: Agsten

Sohnes für die Ehre seiner Schwester oder die der Tochter für Küche und Haushalt erscheinen aber geradezu als haltgebender Teil eines gesellschaftlichen Erbes. Denn innerhalb des familiären Systems sind die Regeln meist durchschaubar (anders als in der Gesellschaft des Einwanderungslandes mit ihrer verwirrenden Beliebigkeit); auf ihre Einhaltung wird teilweise mit strengen Mitteln geachtet: die Familie legt großen Wert auf den inneren Zusammenhalt; „Lebensabschnittsbeziehungen“ sind im ungeschriebenen Sittenkodex nicht vorgesehen, Scheidungen nehmen zwar zu, sind aber immer noch seltener als in deutschen Familien.

Die Begegnung mit den „losen Sitten“ in der deutschen Jugendszene, der mangelnde Respekt vor dem Alter und die fehlende Autorität in den Schulen würden auf manche Migrantenfamilien wie ein Kulturschock wirken, hört man oft. Was bedrohlich ist, das schaut man sich lieber nicht genau an. Geht es uns da anders? Das „männliche Ge-



habe“, das viele Jugendliche ausländischer Herkunft zeigen und das in einer auf Emanzipation und vorgebliche Geschlechtergleichheit ausgerichteten pädagogischen Landschaft besonders unangemessen erscheint, wollen wir vielleicht gar nicht verstehen.

Sitzen wir aber nicht unserem eigenen Rollenklischee auf, wenn wir den Eindruck haben, Mädchen hätten es da leichter? Bei der Suche nach neuen Entfaltungsmöglichkeiten gelingt es ihnen offenbar besser, Kompromisse zu schließen und Nischen zu finden, die ihre Familie akzeptieren kann, ohne das Gesicht zu verlieren. Eine gute Schulbildung ist so eine Möglichkeit, und in diesem Bereich profitieren z. B. die türkischen Mädchen vom hiesigen System und laufen ihren Brüdern oft den Rang ab. Manche ihrer Großväter haben erst beim Militär richtig lesen und schreiben gelernt – ihre Großmütter gar nicht. Woran orientieren sich die Enkel?

In zwei Kulturen aufzuwachsen heißt nicht notwendigerweise zwischen zwei Stühlen zu sitzen. Beneidenswert, wer zwei Heimatländer hat und mehr als eine Sprache fließend spricht! Wer in seiner neuen Umgebung auf Interesse und Neugier trifft, findet leichter aus der passiven Abwehrhaltung in eine des aktiven Gestaltens.

Und wie sieht es mit folgendem aus? – „Die Deutschen haben Angst vor uns!“, meinte ein Mitglied einer türkischen Jugendbande kürzlich stolz in einem Fernseh-Interview. Wer Angst verursachen kann, flößt in der eigenen Wahrnehmung Respekt ein, kann damit Beschämung und Gesichtsverlust abwenden. Ein Missverständnis ... nur beim anderen?

Korinna Bächer
Ärztin und Kindertherapeutin,
Kinderschutzzentrum Köln

Elternkurse:

Wie erkläre ich das meinem Mann?

Die Elternkurse „Starke Eltern – Starke Kinder®“ zur anleitenden Erziehung sind bundesweit ein Erfolgsprodukt des Deutschen Kinderschutzbundes (DKSB) und haben ihren Titel zum Programm gemacht. Davon profitieren zunehmend auch Mütter und Väter ausländischer Herkunft.

Eine kulturelle Mischung der TeilnehmerInnen erweist sich für die Elternkurse als Zugewinn. Dennoch sind MigrantInnen im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil dort unterrepräsentiert. Aus dieser Erkenntnis heraus beschreiten einige Ortsverbände des DKSB neue und andere Wege mit „Starke Eltern – Starke Kinder®“.

Wichtig für die Beteiligung ausländischer Eltern sind Elternkursleitungen mit eigenem Migrationshintergrund. Sie verfügen über entsprechende Kenntnisse der Muttersprache und der jeweiligen Kultur und können so die Inhalte der Kurse auf die spezifischen Verhältnisse übertragen. Auch die Kooperation mit Vereinen und Initiativen, die ihre Aktivitäten auf bestimmte ethnische Gruppen ausgerichtet haben, erleichtert den Zugang. Daraus sollte aber niemand schließen, Mütter und Väter aus anderen Kulturen hätten grundsätzlich andere Erziehungsprobleme als deutsche Eltern! „Alle Eltern gleich welcher Herkunft oder Nationa-

lität wollen, dass ihre Kinder gut klar kommen und dass sie mit ihren Kindern zurecht kommen“, ist die Erfahrung des Kinderschutzbundes.

Gemeinsam ist vielen ausländischen Teilnehmern das Bedürfnis, ihre tradierten Werte und gesellschaftlichen Normen sowie die Herkunftskultur an ihre Kinder zu vermitteln. Ihre Sorge, die eigenen Kinder könnten die Werte der deutschen Gesellschaft übernehmen, ist groß. Sie möchten vielmehr Werte wie Familie, Zusammengehörigkeit, Religion und Heimat schützen und greifen dazu oft auf tradierte Erziehungsvorstellungen und -methoden zurück. Doch häufig bleibt der erwünschte Erfolg aus.

„Für Probleme der Kinder und Verhaltensauffälligkeiten werden dann z. B. Schule und Kindergarten verantwortlich gemacht. Viele Eltern können nicht wahrnehmen, dass ihre Kinder bzw. sie selbst mit ihren Kindern Probleme haben“, erklärt ein türkischer Elternkursleiter aus NRW. Eine wesent-

liche Ursache für die fehlende Auseinandersetzung liege in den unterschiedlichen persönlichen Sozialisations- und Migrationserfahrungen ausländischer Eltern sowie in einem anderen kulturbedingten Umgang mit Erziehungsfragen. In vielen ethnischen Gruppen sei Kindererziehung Aufgabe der Frauen, auf der Paarebene finde kaum ein Austausch darüber statt. „Wenn dann eine türkische Mutter an einem Kursabend berichtet, dass sie es ‚mal ausprobiert‘ habe, ihren Mann zu fragen, ist das eine bemerkenswerte Leistung“, sagt er. In vielen Kulturen werden Erziehungsprobleme nicht gern offen gelegt und mit anderen besprochen. Die Frage einer griechischen Mutter „Wie soll ich den Besuch des Kurses nur meinem Mann erklären?“ mag dies verdeutlichen.

Deshalb will der DKSB für das Elternkursangebot an Migranteneltern notwendige Schutzräume schaffen, die eine vertrauensvolle Basis bieten und es erlauben, sich neuen und unge-



wohnten Themen zu öffnen. Homogenität in kultureller, religiöser oder auch geschlechtsspezifischer Hinsicht sowie die Möglichkeit, sich muttersprachlich mitteilen zu können, sind hierfür die Pfeiler.

Trotzdem ist es nicht leicht, Teilnehmer zu gewinnen. Denn die Informationsgewohnheiten und Entscheidungsfindung, aber auch Lerngewohnheiten in anderen Kulturen sind eben auch anders, wie auch der Umgang mit Verbindlichkeit und zeitlichen Strukturen. Bewährt haben sich daher auch andere Zeit- und Ortstrukturen. Umfangreichere zeitliche Blöcke an Wochenenden und an attraktiven Orten scheinen die Inanspruchnahme des Elternkursangebotes erheblich zu erhöhen. Elternkurse über vier Stunden an mehreren Sonntagen in der Moschee oder Wochenendangebote, kombiniert mit Erholungsmöglichkeiten und Kinderbetreuung als Einstieg in weitere wöchentliche Treffen, sind die bisherigen Erfolgsrezepte. Auch werden Vorschläge der ausländischen Eltern selbst ausprobiert: Ein Elternkursangebot in einer Privatwohnung kann die Hemmschwelle senken. Und man kann die Elternbildung mit einem gemeinsamen Essen ergänzen. Denn in vielen Kulturen gehören gemeinsame Aktivitäten und Essen einfach zusammen.

Kommt ein Kurs für türkische oder griechische oder iranische oder nigerianische Eltern zustande, überzeugt das bestehende Konzept von *Starke Eltern – Starke Kinder*® sozusagen von selbst. Die Praxis zeigt nämlich, dass die Prinzipien der Elternkurse wie Wertschätzung, Anderssein dürfen, seine eigenen Werte behalten können, universelle Gültigkeit haben.

Viele ausländische Eltern machen dadurch eine für sie in Deutschland nicht unbedingt übliche Erfahrung: Sie werden wertgeschätzt, sie werden ernst genommen und ihre Erziehungsleistungen und ihr Erziehungswissen erfahren Anerkennung. Ein türkischer Vater sagte am Ende eines Kurses: „Was ich von meinen Eltern gelernt habe, kann man keine Erziehung nennen, das sehe ich heute. Daher kann ich der jungen Generation nur anraten, an einem solchen Kurs teilzunehmen.“

Trotzdem sollte der Zündstoff für ausländische Familien, der sich durch den Kursbesuch ergibt, nicht unterschätzt werden.

Martina Huxoll
Fachberaterin für den Bereich „Gewalt gegen Kinder und Jugendliche“ beim Deutschen Kinderschutzbund, Landesverband NRW, Wuppertal



Foto: Agsten (2)

Jungen in der institutionellen und außerfamiliären Erziehung:

Neue Prügelknaben?

Während lange Zeit die Benachteiligung von Mädchen ein zentrales Thema war, muss man heute schleunigst wahrnehmen, dass wir es in der institutionellen wie außerfamiliären Erziehung eher mit einem „Jungenproblem“ zu tun haben.



Foto: Agsten

Zunächst kann man das an Zahlen festmachen: nach der neuesten Schulstatistik des niedersächsischen Kultusministeriums war die Jungen-Mädchen-Relation im letzten Schuljahr in der Hauptschule 58,2 zu 41,8% (7. Schuljahr), in der Realschule 48,6 zu 51,4% (10. Schuljahr), im Gymnasium 43,9 zu 56,1% (10. Schuljahr), in den Förderschulen (9. Schuljahr) 61,6 zu 38,4%, in der Sekundarstufe II aber 43,2 zu 56,8%. Auch unter den „Sitzenbleibern“ gibt es mehr Jungen als Mädchen, ebenso unter den Schulabgängern ohne jeden Abschluss. Diese Zahlen sind deutlich.

Nun haben wir es seit Pisa schwarz auf weiß, dass gerade Migrantenkinder in der deutschen Schule weniger Chancen haben, ihre Quote in Förderschulen ist z.B. überproportional hoch (Gesamtanteil im allgemeinbildenden Schulwesen 8,6% – Förderschulanteil

21,6%, Gymnasialanteil 2,9%). Aber für die Jungen ergibt sich noch ein sog. Verdoppelungseffekt: Junge und Migrantenkind zu sein, ist doppelt schwer! Dieser Effekt der sozialen Benachteiligung ist dem deutschen Schulwesen als gravierendster Befund bescheinigt worden. So geistern nicht ganz zu Unrecht Begriffe wie „die neuen Prügelknaben“ (ZEIT vom 25. Juli 2002) oder „angeknackste Helden“ (SPIEGEL Nr. 21/2004) durch die Printmedien.

Die Ursachen scheinen vielfältig zu sein. Der Wandel der mehrheitlichen gesellschaftlichen Erziehungsvorstellungen – Macho-Gehabe ist nicht mehr gefragt, dafür ein neues Männerbild wie etwa der einfühlsame, bindungsfähige Mann – macht den Jungen aber noch kein neues Identitätsangebot. Denn es fehlen Männer in der Erziehung, Frauen dominieren in Kindergärten mit einem Anteil von 95,4%, in den Grundschulen mit 84,7%. Dieser sogenannte „Vater-Hunger“ wächst, aber dort, wo es den „neuen Vater“ gibt, ist er lieb und eine Katastrophe (ZEIT vom 13. Mai 2004). Er ist als Person blass, hat keine Autorität und ist zu nachgiebig. Umgekehrt gibt es gerade in Migrantenfamilien – in muslimischen wie in russlanddeutschen – häufig das starke, autoritäre Familienoberhaupt (Machogestus), das auch den Jungen schnell Dominanzen zuschreibt. Der Junge ist der Beschützer von Mutter und Schwestern. Das kann zu Problemen in der Schule führen, wenn solche Jungen auch in der Lehrerin eine Vertreterin des schwachen Geschlechts sehen. Manche suchen die Ursachen auch in dem bei Jungen im allgemeinen größeren Medienkonsum (Desensibilisierung gegenüber Machtgebaren und Gewaltausübung). Diskutiert wird ebenfalls, ob die jeweilige Geschlechtszugehörigkeit mit unterschiedlichen Begabungen und Lernkompetenzen einhergeht (Jungen lernen eher handlungsorientiert, Mädchen eher kognitiv-konzentriert-systematisch).



Foto: Agsten

Die Verlässlichkeit der Befunde ist in dieser Frage aber offensichtlich noch nicht so groß. So ist das sozio-kulturelle Umfeld wohl nach wie vor entscheidend für Ausprägungen, Erwartungen, Chancen und Verhinderungen. Die Aufhebung der Koedukation könnte wohl nur ein temporärer Weg der Bearbeitung von Benachteiligungen sein. Die Bildungsaspirationen von Migrantenkinder, speziell der Jungen, scheinen auch von der Generationenfolge abzuhängen. Wenn z.B. türkische Kinder und Jugendliche der zweiten und dritten Generation – also in Deutschland geboren und mit der deutschen Sprache gut vertraut – entsprechende Unterstützung von der Familie bekommen, steigen ihre Schulabschlussserwartungen und akademische Berufe werden realistisch. Bis auf weiteres wird man freilich gerade Jungen besonders fördern müssen, damit sie mit einem Schulabschluss überhaupt Chancen auf einen (handwerklichen) Ausbildungsplatz bekommen.

Ehe das Jungenproblem aber nur wieder unter dem Aspekt geschlechtsspezifischer Förderung diskutiert wird, wie hierzulande das Mädchenproblem, (Männerquote in der Grundschule, Boys Day analog zum Girls Day, usw.), wäre folgendes viel entscheidender: es müssen Männerbilder angeboten werden und im Alltag der Jungen auch präsent sein, die von Humanität geprägt sind, die Geschlechter nicht mehr gegeneinander ausspielen und die von den Mädchen akzeptiert werden können. Der „Ritter ohne Rüstung“ – eine Identität, die die Jungenexistenz positiv sichert, Stärken bejaht, wenn sie dem gemeinsamen Leben helfen und Mädchen akzeptiert, die selbst stark sind. Der Weg dahin ist aber wohl noch ein etwas längerer!

Manfred Bönsch
Professor für Schulpädagogik,
Emeritus an der Universität Hannover

Jungenarbeit:

Selbstbehauptung

Gerade an Hauptschulen beobachten Lehrer und Lehrerinnen in Zusammenhang mit der multikulturellen Zusammensetzung der Klassen und der geschlechtstypischen Verarbeitung von Anforderungen der Schüler zunehmende Konfliktfelder. Deshalb sind vielerorts Selbstbehauptungs- und Präventionskurse sinnvoll, die die spezifischen Lebens- und Konfliktlagen gerade von Jungen systematisch behandeln.

Um die Jungen überhaupt erreichen zu können, bedarf es interkultureller Kompetenzen. Die Pädagogen sollten also hervorgehoben ein eigenkulturelles Bewusstsein haben sowie Kultur und Männlichkeit thematisieren (können). Unter diesen Voraussetzungen können Jungen dann eigene Erfahrungen, Wünsche und Kritik einbringen. Kommen sie erst einmal miteinander ins Gespräch (auch über ihre schulischen und beruflichen Ziele), dann landen sie stets auch bei ihrer Lebensbewältigung! Dies gelingt vor allem in Seminartagen, die externe Teamer frei von Bewertungsdruck durchführen. Dadurch entsteht zumeist ein angstfreier Raum, in dem sich Jungen auch jenseits von negativ bewerteten und deshalb „männlich maskierten“ Gefühlen entfalten können, und sie müssen sich auch nicht



Foto: EIZ

als Entdeckungsreise



Foto: Agsten (2)

gegenüber Mädchen und Lehrkräften präsentieren.

Wer mehr Handlungsalternativen hat, kann adäquater auf Anforderungen reagieren. Selbststärkende Jungenarbeit zeigt den Jungen neue Handlungsmöglichkeiten auf und ermöglicht ihnen, auch jenes zunächst als „mädchenhaft“ oder „feige“ abgewertete Verhalten als sinnvolle und mögliche Strategie zu erachten. In der (inter-)kulturellen Jungenarbeit können sich Jungen aller Herkünfte darüber hinaus über ihre spezielle Lage bewusst werden und so einen selbstbewussten, möglichst gewaltfreien Weg einschlagen. Denn je mehr ein Junge lernt, sich innerlich zu behaupten, desto weniger benötigt er grenzüberschreitende Mittel.

Je nach Altersstufe der Jungen werden unterschiedliche Aspekte eingehend bearbeitet:

- eigene Gefühle und den eigenen Körper wahrnehmen und neue Ausdrucksformen entdecken (Gestik und Mimik);
- die eigene Angst als ein konstruktives und produktives Gefühl entdecken;

- eigene und fremde Grenzen wahrnehmen und die Unversehrtheit des eigenen und fremden Körpers als wertvolles Gut achten (Selbstfürsorge/ Grenzachtung);

- Kontakt zu den eigenen Sinnen, insbesondere der Intuition, herstellen;

- alternative Konfliktlösungsmuster erkennen;

- Techniken erlernen, die eigenen Grenzen nach außen aufzeigen und fremde akzeptieren (Nein sagen/Stoppsignale);

- eigene Stärken und Kompetenzen erfahren;

- verstehen, wie man geworden ist (biografisch, familiengeschichtlich mit dem Fokus auf die eigene soziale, kulturelle, religiöse und ethnische Herkunft);

- Akzeptanz gegenüber der Unterschiedlichkeit von Menschen entwickeln.

Oft möchten die Jungen dann ihre Erkenntnisse und Veränderungswünsche dokumentieren. Der Übertrag in den schulischen Alltag gelingt übrigens eher, wenn parallel auch mit den Mäd-

chen der betreffenden Klasse gearbeitet wird. Außerdem ist auch eine Fortbildungseinheit mit den LehrerInnen hilfreich.

Dies alles funktioniert aber nur, wenn ein vertrauensvoller Kontakt hergestellt wurde. Es gibt erfahrungsgemäß jedoch Klassen, die derart überfordernd zusammengesetzt sind, dass intensivere Maßnahmen wie etwa eine Beratung notwendig sind. Auch dies kann aber das Ergebnis eines interkulturellen Selbstbehauptungskurses sein! Von daher ist auch eine Kooperation von Schule, externem Anbieter und örtlicher Sozialarbeit höchst wünschenswert.



Olaf Jantz, Peter Meißner
Kontakt: mannigfaltig, Verein und Institut für Jungen- und Männerarbeit, Fröbelstraße 20, 30451 Hannover, Tel. 0511 4582162, Fax 0511 4582163
E-Mail: info@mannigfaltig.de, www.mannigfaltig.de

Jugendliche Spätaussiedler:

Im Meer der Entfremdung

Wenn man durch manche Stadtteile geht, so könnte oft der Eindruck entstehen, man wäre irgendwo in Moskau, Nowosibirsk oder Astana. In Deutschland leben z. Zt. über zwei Millionen Aussiedler. Die jugendlichen Spätaussiedler haben in Deutschland zwar sofort die deutsche Staatsangehörigkeit erhalten, aber sie sind „de facto“ seelisch, erzieherisch und mental doch Russen bzw. Kasachen geblieben. „Die Russenmafia“ – mit dieser Bezeichnung werden sie oft in der Öffentlichkeit gebrandmarkt. Wie erfolgversprechend ist für männliche Nachkommen die Integration in Deutschland?

Der Prozess der „Entwurzelung und Umpflanzung“, wenn auch auf den gut gedüngten fruchtbaren deutschen Boden, fällt bei den Jugendlichen besonders schwer. „Ihr seid doch Deutsche! Also redet und denkt Deutsch! Ihr seid hier nicht in Russland! Ihr sollt euch nicht an den öffentlichen Plätzen versammeln!“ Ihr müsst ... Ihr sollt ... Ihr dürft nicht ... – diesen Aufforderungen von allen Seiten und den oft unbegründeten Ängsten der Bevölkerung fühlen sich viele aus der russischen bzw. kasachischen Provinz stammende Jugendliche nicht gewachsen.

Zwischen Tradition und Realität

In der Clique halten sich Aussiedlerjugendliche traditionell meist an öffentlichen Orten auf – in Deutschland genau so wie in einem Dorf in Russland bzw. Kasachstan. Die Jugendzentren sind nicht immer zu Anlaufstellen junger Aussiedler geworden: in Niedersachsen sind sie gerade am Wochenende und in den Ferien geschlossen, wenn die Jugendlichen am meisten Zeit haben und ohne jegliche Beschäftigung „herumhängen“. Oft wollen junge Männer mit gravierenden Defiziten an Kultur und Erziehung sich einfach nicht an die existierenden Regeln halten oder die Jugendzentren sind ohnehin bereits von den „rivalisierenden“ altansässigen südländischen Cliquen „besetzt“.

Den überforderten Pädagogen und Lehrern fällt es besonders schwer, Zugang zu diesen „sprachlosen“ und „seltsamen“ Jugendlichen zu finden – und oft fehlt auch der Wunsch, nach diesem Zugang überhaupt zu suchen. Auf viele deutsche Gleichaltrige wirken sie allein durch ihre fremde Sprache, ihre teilweise unbekanntes Verhaltensweisen und ihre starke Gruppenbindung einschüchternd und abschreckend, sie gehen den Spätaussiedlern eher aus dem Wege, als sich mit ihnen auf irgendwelche Auseinandersetzungen einzulassen. Darum bleiben leider viele jugendliche Spätaussiedler für die Integrationsangebote der verschiede-

nen städtischen, sportlichen und Jugendinstitutionen unerreichbar.

Ohne einer sinnvoller Beschäftigung nachzugehen bzw. nachgehen zu können oder zu wollen, segeln im „Meer der Entfremdung“ bundesweit viele nach Akzeptanz, Verständnis und Anerkennung suchende pubertierende junge Zuwanderer. Sie fühlen sich nur in einer abgeschotteten geschlossenen Peer-Gruppe der Gleichgesinnten wohl, dort entspannen sie, leben nach ihren bekannten Werten und Normen und können sich in der bekannten Sprache unterhalten. Egal, ob die Jungen miteinander nur herumhängen, sich mit Wodka aufwärmen, Fußball spielen oder in einem Internetcafé chatten – sie wollen das herstellen, was sie vermissen. Die Realität und die Notwendigkeit der Selbstveränderungen werden ausgeblendet. Die Lage auf dem Ausbildungsplatz- und Arbeitsmarkt verschärft ihre ohnehin angespannte Lage noch, denn dort gehören diese Zuwanderer auch zu den Verlierern und Versagern.

Haftgründe

Gesellschaftliche und persönliche Misserfolge bei der Eingliederung führten dazu, dass seit 1998 die jungen Aussiedler zu den „Stammkunden“ der Vollzugseinrichtungen gehören. Ihr Anteil an den in der JA Hameln inhaftierten Jugendlichen stieg in 2000 und 2001 bis auf ca. 20 % und hat sich nun aufgrund der präventiven Maßnahmen und der Vermittlung in die Drogentherapie nach § 35 StGB bei 10–12 % eingependelt. 90 % der Spätaussiedlerjugendlichen sitzen wegen Drogendelikten und Beschaffungskriminalität ein. Die Besonderheit der Drogenkriminalität ist der Schneeballeffekt: Ein Drogensüchtiger oder Dealer produziert immer wieder neue Konsumenten. Am besten lässt sich der neue Absatzmarkt natürlich in einer Gruppe aufbauen, dort gibt es später feste Abnehmer, die weiteren Arbeitsaufwand ersparen. Trotz der gegenteiligen öf-



Foto: Agsten

„Millionen der zugewanderten Russlanddeutschen sind arbeitswillig und bereits gut integriert. Die Zahl der straffälligen Spätaussiedler ist in diesem Vergleich eher gering.“

fentlichen Meinung hat aber kaum ein Jugendlicher vor seiner Ausreise nach Deutschland harte Drogen konsumiert. Die ersten Drogenerfahrungen wurden hier gemacht, eine große Abweichung von den Kriminalitätsursachen der einheimischen deutschen Jugendlichen ist kaum festzustellen.

Das Streben nach Anerkennung und einem höheren Status ist in der Gruppe der Russischsprachigen traditionell. Ob sich die Jugendlichen dabei positiv entwickeln oder delinquent werden, hängt auch davon ab, wer die jeweilige Gruppe führt. Der Leader – „die Autorität“ – ist immer ein Durchsetzungstärkerer oder Erfahrener. Ein inhaftierter Aussiedlerjünglicher erzählte in einem Gespräch, dass z.B. in seiner Clique die größte Autorität ein Kick-Boxing-Meister war. Er konnte den Jugendlichen viel beibringen: z.B. stark sein, keine Schwäche zeigen, Schmerzen vertragen. Das sind im Prinzip auch gute Ansatzpunkte und nachahmenswerte Ideale, gefährlich wurden sie erst, als sie fast widerstandslos für kriminelle Ziele eingesetzt wurden und der durchsetzungstärkere „Abrutscher“ dabei unanfechtbar blieb, obwohl er selbst drogensüchtig wurde. Die Nachahmung und der Gruppentrieb („Bist du ein Mann, oder ...?“) führte bald dazu, dass fast die ganze Gruppe Heroin konsumierte. Obwohl in der Gruppe kein direkter Zwang bestand und

alles angeblich freiwillig war, erschien es den Mitgliedern als nicht zumutbar, sich von der Gruppe zu trennen, als die Situation außer Kontrolle geriet. Denn ihre früheren Erfahrungen haben sie in ihrer Überzeugung gefestigt, außerhalb der Gruppe wären sie nicht zu gebrauchen.

Neue „Familie“?

Der Trieb der Gruppe und der Wunsch, dazu zu gehören, sind unter Haftbedingungen besonders stark ausgeprägt: „Wir sind doch alle RUSSAKI, wir sind eine Familie, wir müssen uns gegenseitig unterstützen.“ Die meistens haftunerfahrenen jugendlichen Aussiedler, die immer vor ihrer Inhaftierung zu irgendeiner Gruppe gehörten, halten diese Parolen für selbstverständlich – vorausgesetzt, sie bekommen eine neue „Familie“, auf die sie in der harten Haftzeit angewiesen sind, wo sie die Unterstützung finden und im Knast nicht alleine bleiben. Die Tatsache, dass in dieser „Familie“ kriminelle brutale Gesetze herrschen, in denen der Mensch dem Menschen ein Wolf ist, tritt für die Jugendlichen weit in den Hintergrund. Umso größer sind die Enttäuschung, das Unverständnis und die Angst vor der Zukunft, wenn durch die Selbstjustiz der Gleichen das Recht auf Gruppenzugehörigkeit verweigert wird und die Gruppe den Jugendlichen mit den für ihn entstehenden Folgen

wie Unterdrückung und Erpressung abstößt. Diejenigen, die das „ehrenvolle Bleiberecht“ verdienen, müssen sich streng an die subkulturellen Regeln halten, anderenfalls folgt als Bestrafung der Ausschluss. So zieht der Sumpf der Kriminalität die Betroffenen immer tiefer und wirkt auch nach der Haftentlassung fort. Dabei gilt die russische Subkultur im Unterschied zu anderen ethnischen Gruppen als besonders brutal.

Die Brückenstelle

Aber auch wenn die Probleme noch so ernst sind, bleibt ihre Pauschalierung fehlerhaft. Denn jeder Jugendliche ist ein Einzelfall für die Jugendsozialarbeit mit einzigartigen spezifischen Lösungen, Behandlungsmethoden und unermüdlicher Aufklärungsarbeit. Genau diese Aufgabe hat die „Brückenstelle“ des Caritasverbandes Hameln – eine seit 1998 existierende externe Beratungs- und Betreuungsstelle für die straffälligen Aussiedlerjünglichen in der Jugendanstalt Hameln. Durch die Vernetzung mit den Einrichtungen der Jugendsozialarbeit, Justiz, Bildungs- und Kostenträgern am Wohnort wird versucht, eine Basis für die Reintegration der entlassenen Jugendlichen zu schaffen, die Jugendlichen in Arbeits- oder Ausbildungsverhältnisse zu vermitteln und dadurch die Rückfallquote zu verringern. Millionen der zugewanderten Russlanddeutschen sind arbeitswillig und bereits gut integriert. Die Zahl der straffälligen Spätaussiedler ist in diesem Vergleich eher gering. Die Medien müssen sich jedoch von der üblichen Verkaufstaktik distanzieren, die Aussiedler als ein Feindbild zu präsentieren und positive Integrationserfahrungen zu verschweigen.

*Alexander Feigin
Sozialarbeiter der „Brückenstelle“
in der Jugendanstalt Hameln*

Engagement:

Was bringt mir das?



Sprüche wie „Was bringt dir das?“ bekommen viele von uns zu hören – eigentlich sogar alle. Jugendliche, die sich in der Politik, in der Schülerversammlung, bei der Freiwilligen Feuerwehr, im Sport oder sonstwo engagieren, werden offenbar immer gefragt: „Was bringt dir das?“. Soll ich ehrlich sein? In erster Linie Spaß!

Nehmen wir mal das Beispiel Schülerversammlung, besser bekannt unter SV: Schon früher war es Jugendlichen mit ihrem Engagement in Sachen Schule ernst, aber sie wurden von den Erwachsenen leider nicht ernst genommen. Gesuche der Schülerschaft auf mehr Mitbestimmung der Schüler z. B. bei schulinternen Angelegenheiten stießen oft auf Ignoranz und wurden – gern auch ohne genaue Durchsicht der Anträge – kommentarlos abgelehnt! Also hatten immer weniger Leute Bock, da mitzumachen.

Heute: Nix ist mehr mit verdrossenen, interessen- und orientierungslosen Jugendlichen à la Null-Bock-Generation! Natürlich – Ausnahmen bestätigen die Regel, aber immer mehr Jugendliche engagieren sich für irgendwas: SV, Umweltschutz, Politik, Feuer-

wehr, Sportverein, die Menge wächst auch mit den Möglichkeiten. Was aber noch viel wichtiger ist: Die Bemühungen von uns „kleinen“ Leuten werden jetzt von den „Großen“ endlich wahrgenommen! Zwar stößt der Antrag auf Mitbestimmung der Schüler an den Schulen immer noch auf Ablehnung (wie könnte es anders sein), aber wenigstens wird jetzt ein „förmliches Ablehnungsschreiben“ oder so was in der Art mit zurückgeschickt. Teilweise sogar mit Begründung. Es lebe der Fortschritt!!!

Das zunehmende Engagement ist übrigens unwiderlegbar: Die 14. Shell Jugendstudie etwa – was bitte hat eine Tankstelle mit einem Jugendlichen zu tun? – hat herausgefunden, dass der Prozentsatz der so genannten „aktiven Internetnutzer“ unter Jugendlichen in den letzten beiden Jahren stark angewachsen ist. Aktiv heißt hier, dass diejenigen User gemeint sind, die das Internet selbst- oder mitgestalten, und nicht diejenigen, die dieses neue Medium „passiv“ auf sich einrieseln lassen, also nur ihre Mails checken, aber ansonsten nichts. Das hängt sicher auch mit den neuen Möglichkeiten zusammen, die das Internet bietet: z. B. Foren gegen rechte Gewalt oder den Irak-Krieg. Ich kenne viele in meinem Alter, die sich da ganz aktiv beteiligen. Gerade während des Irak-Krieges war ich selbst fast täglich im Chat und habe mich mit anderen Leuten im www über das Thema auseinandergesetzt.

Laut Shell-Studie haben wir „Teens“ prozentual gesehen die „älteren Personen“, soll heißen eigentlich alle bis 40, im Internet schon fast verdrängt. Im O-Ton steht da lobend: „Teilweise mit großem Zeitaufwand entwickeln die Jugendlichen Webseiten, verwalten E-Mailverteiler, betreuen Onlineforen und gründen mit Gleichgesinnten Initiativen.“ Der an der Studie beteiligte Münchener Marktforscher Ulrich Schneekloth äußerte dazu: „Jugendliche übernehmen Verantwortung, wenn sie das Gefühl haben, etwas bewegen zu können, Ideologie ist dagegen out.“ Weise gesprochen, lieber Herr Schneekloth! Weiterhin wurde festgestellt, dass ein längerfristiges Engagement

nur dann funktioniert und auch nur dann funktionieren kann, wenn das Engagement spielerisch ist und kein starker Druck auf uns Jugendliche ausgeübt wird. Das behauptet zumindest Miriam Ehbets, die Leiterin von Volunteer-Youth-Online, die in einem Online-Projekt Jugendliche zu einer länderübergreifenden Verständigung mit anderen Jugendlichen aufrief. Wieso sind diese beiden Leute eigentlich keine Politiker, wenn sie über uns so gut Bescheid wissen? Aus meiner Sicht haben sie jedenfalls Recht! Wer würde sich schon für eine gute und sinnvolle Sache engagieren, wenn dahinter der reine Zwang steht?

Bestes Beispiel für eine „zwanglose Gesellschaft“ sind wohl die Globalisierungskritiker des Attac-Netzwerkes. Das kommt sogar ohne die ansonsten übliche gruppeninterne Hierarchie aus und hat – neben dem Aufbau als flexibles Netzwerk ohne feste Strukturen – wohl auch deswegen großen Zulauf von Jugendlichen, weil jeder, der sich da irgendwie beteiligt, auch akzeptiert und ernst genommen wird. Klar, dass den Jugendlichen das wesentlich besser gefällt als „zwanghaftes“ Mitmachen – Schule eben.

Aber ansonsten ist wohl irgendwo der Wurm drin, das zeigt eine von der Bertelsmann-Stiftung in Nordrhein-Westfalen durchgeführte Studie. Die hat rausgefunden, dass sich 20 Prozent der 2500 befragten Schülern zwischen 13 und 18 Jahren wirklich gerne für die Gesellschaft engagieren würden und sich weitere 33 Prozent ein Engagement zumindest vorstellen könnten. „Nur“ 45 Prozent würden es dagegen ablehnen. Allerdings: mehr als die Hälfte der Jugendlichen wusste nicht, wohin oder an wen sie sich wenden kann, wenn sie sich denn tatsächlich engagieren wollte. Wenn also insgesamt 53 Prozent aktiv sein möchten, aber 60 Prozent nicht wissen wo und wie, dann kann – muss – da ja irgendwo was nicht stimmen!

Kommen wir jetzt mal zu unseren Motiven. Wieso wollen wir, die „geldgeile“ Jugend, uns engagieren, und tun es auch, obwohl wir dafür kein Geld kriegen? Na klar gibt es dafür mehr als

eine Erklärung! Jeder hat eben seine eigene. Was verbindet z.B. Hakim aus Hannover mit Alexander aus München? Nein, sie sind nicht miteinander verwandt, aber beide sind 16 und in der SV ihrer Schule. Aber sie sind aus unterschiedlichen Gründen dabei. Hakim im Kurzinterview: „Ich bin nur in der SV, weil ich damals einfach neugierig war, was man da so alles macht. Außerdem dachte ich, so irgendwas verändern zu können. Also habe ich mich zur Wahl gestellt und wurde dann auch prompt gewählt.“ Alexander dagegen ließ sich wegen dem Druck in seiner Familie aufstellen – seine beiden älteren Brüder waren auch in der SV – und hat jetzt auch Geschmack am „Job“ gefunden. „Die Diskussionen und manchmal auch fights mit der Schulleitung find' ich megageil, da kann ich endlich mal sagen, was ich denke, und krieg dafür keine schlechte Zensur!“

Und was ist mit dem Mann in der Freiwilligen Feuerwehr? (Ich muss mich korrigieren – die Feuerwehr, die ich meine, ist die Jugendfeuerwehr.) Merlin, 16, der ist da Kassenwart und sagt auf die Frage, wieso er in die Jugendfeuerwehr eingetreten ist: „Es war so, dass ein guter Freund von mir mich überredet hat, doch einfach mal freitags abends mitzukommen. Da es mir dort gefiel und mir auch immer noch Spaß macht und ich mich sonst freitags doch nur gelangweilt hätte, bin ich dann nach zwei Wochen eingetreten. Meine Kumpels sind da echt gut drauf und die Wettkämpfe bringen auch fun.“ Es gibt aber noch einen Vorteil: 12 Jahre vorausschauender und friedliebender Feu-

erwehrdienst erspart einem den Dienst in der Bundeswehr.

Nico, 16, ein Gitarrist aus Peine, spendet (manchmal) gemeinsam mit seiner Band seinen Gewinn an Hilfsorganisationen wie amnesty international oder UNICEF – freiwillig, wohlgemerkt. Nico im O-Ton: „Es ist einfach ein sensationelles Gefühl, zusammen Spaß zu haben!“ Musik machen ist für ihn Spaß haben – „dabei den Applaus zu hören und dann auch noch zu wissen, dass man dabei zusätzlich anderen hilft, steigert dieses Gefühl auch noch!“

Göran aus Lüneburg hat auch seinen Spaß, wenn er, selbst 14 Jahre alt, als Co-Trainer die „Kleinen“ in seinem Handballverein betreut. Das macht er jeden Montag von 16 bis 18 Uhr, danach hat er selbst Training. Er sagt: „Der Coach hat mich gefragt, ob ich das machen würde, und seitdem helfe ich ihm. Ganz einfach. Manchmal nerven mich die Minis, weil die echt laut sind und nie machen, was ich sage, aber irgendwie ist es auch witzig. Jedenfalls ganz okay.“

Im Endeffekt konnte keiner, den ich gefragt habe, sagen, warum er sich für etwas engagiert. Vieles hat sich eben auch zufällig ergeben. Und ich selbst weiß es bei mir auch nicht genau, warum ich in der SV und im Stadtschülerrat aktiv und auf Fortbildungen unterwegs bin, Handball spiele, Schieri bei den Minis mache, im Netz „politisch“ rumchattere. Wir wissen alle, wann und auf welche Weise wir uns engagieren, aber wir wissen nicht wieso. Ist vielleicht auch egal, Hauptsache, es macht Spaß!

Erwachsene würden vielleicht sagen, dass wir Jugendlichen unterbewusst das Bedürfnis verspüren, dem „sozialen Kahlschlag“ entgegenzuwirken, indem wir uns selbst sozial engagieren. Kann sein. Kann aber auch nicht sein.

Jan Lampe
16 Jahre, Gymnasist, z. Zt. für ein Jahr in Philadelphia/USA



Foto: Heins (2)

Richtungweisender Schritt

Am 1. November 2004 hat in der DRK-Bertaklinik in Hannover erstmalig eine ethnomedizinische Abteilung eröffnet, in der gezielt muslimische Migrantinnen und Migranten stationär betreut werden. Dabei ist die DRK-Bertaklinik Teil eines Netzwerkes im hannoverschen Gesundheitswesen, das sich besonders der Betreuung dieses Patientenkreises widmet.

Vorauszuschicken ist, dass wir dabei unter „Ethnomedizin“ nicht etwa die Anwendung alternativer Heilmethoden anderer Kulturen verstehen, sondern die gezielte Berücksichtigung soziokultureller und ethnischer Besonderheiten in der Anwendung der Schulmedizin.

Unsere Patienten

Deutschland ist ein Zuwanderungsland. Ende 2002 lebten 7,35 Mio. Menschen mit ausländischer Staatsbürgerschaft in der BRD, das sind 8,9 % der Gesamtbevölkerung. Doch die Gruppe der Migranten ist heterogen. Zu ihr gehören Menschen mit unterschiedlicher ausländischer Staatsangehörigkeit ebenso wie Kinder in 1., 2. oder 3. Generation, Aussiedler, Eingebürgerte, Flüchtlinge u. v. m. Mehr als die Hälfte stammt aus

dem Mittelmeerraum, den größten Anteil bilden die Türkinnen und Türken mit 1,9 Mio. (26 %).

So unterschiedlich wie ihre Herkunft und ihr sozialer Status sind, so unterschiedlich sind auch ihr Grad der Integration und ihre Konzentration auf eigene soziokulturelle Werte. Dabei spielt auch die jeweilige Glaubenszugehörigkeit eine zentrale Rolle. So leben in Deutschland schätzungsweise 3,4 Mio. Muslime, die in besonderer Weise auf kulturelle Eigenheiten Wert legen.

Ihre Situation

Migration kann einerseits das Risiko zu erkranken beeinflussen, andererseits birgt sie aber auch die Chance, eine adäquate Therapie zu erhalten.

Das Erkrankungsrisiko hängt direkt vom Minderheitenstatus sowie von der psychosozialen Belastung in der Migration ab: Familientrennung, Verfolgung, Folter, Abschiebung, Unterbringung, Rassismus, Statusverlust, Arbeitsplatzbelastung, Arbeitslosigkeit und vieles mehr spielen hier eine bedeutende Rolle. Aber Migranten bringen aus ihren Herkunftsländern auch Gesundheitsvorteile mit, die über lange Zeit in Deutschland weiter bestehen können. So erkranken sie u. a. seltener an Herzinfarkt und Brust- oder Dickdarmkrebs.

Für Ärzte, Pflegedienste und Krankenhäuser ist es deshalb vor allem geboten, auch für Migranten eine adäquate Diagnostik und Therapie zu gewährleisten. Denn auch sie leiden unter den gleichen Erkrankungen wie deutsche Patienten. Erforderlich ist aber nicht nur eine Änderung unserer

Sicht von Krankheit und Gesundheit, sondern auch eine Verbesserung des Zugangs dieser Patienten zu unserem Gesundheitswesen. Denn der Zugang wird derzeit u. a. durch die drei folgenden Faktoren erschwert:

Kommunikation

Sprachbarrieren und Informationslücken sind gerade im medizinischen Bereich so bedeutsam, weil es hier um sehr komplexe und intime Themen geht wie Körper, Gesundheit, Befinden, Sexualität. Darüber zu sprechen, fällt vielen schon in der Muttersprache schwer. Deshalb müssen hier zu den Kenntnissen der Alltagssprache auch weit reichende interkulturelle Kompetenzen treten.

Unterschiedliche kulturelle Gesundheits- und Krankheitskonzepte

Gesundheitsvorstellungen sind untrennbar mit der jeweiligen Kultur verbunden. Das betrifft die Darstellung und Deutung von Symptomen genau so wie die Akzeptanz von Diagnostik und Therapie. Für Migranten sind die Begriffe und die Denkweisen unserer organbezogenen Medizin oft völlig abwegig. Sie machen eher äußere Kräfte („Böser Blick“) verantwortlich für seelische Störungen, körperliche Missempfindungen oder Fruchtbarkeitsprobleme. Aus dieser ganzheitlichen Wahrnehmung von Krankheit mit Befall des gesamten Körpers entstehen subjektiv dramatische Krankheitsbilder, die im hiesigen Gesundheitssystem aber auf Unverständnis treffen. Daraus resultieren Endlosdiagnostik, Doktor-Hopping und Fehlbehandlungen.

Forderung nach Integration

Gerade in der besonderen Situation einer Erkrankung empfinden schon deutsche Patienten einen Krankenhausaufenthalt durch die neue, ungewohnte und fremdbestimmte Umgebung als große Belastung. Um wieviel stärker muss dieses erst bei Migranten der Fall sein, die auch noch in einen völlig anderen sozialen und kulturellen Kontext geraten? Schon allein deshalb kann ein Krankenhausaufenthalt nicht der rich-



Dr. Ulucak mit einem der ersten Patienten



**Gut vorbereitet
auf muslimische Patienten:
Monja Houssia, Ewa Krymski,
Dr. Vedat-Ali Demircan,
Dr. Gülay Ulucak (v.l.)**

Als Disziplinen werden in der DRK-Bertaklinik durch Belegärzte abgedeckt: Allgemeinmedizin, Innere Medizin, Chirurgie, Gynäkologie und Urologie.

Kooperationen bestehen mit transkulturellen ambulanten Pflegediensten, der medizinischen Soziologie der MHH (wissenschaftliche Begleitung) und dem Ethno-Medizinischen Zentrum Hannover e.V.

Erste Erfahrungen und Ausblick

Die ethnomedizinische muslimische Station hat am 1. November 2004 in der DRK-Bertaklinik eröffnet, die ersten Patienten konnten bereits wieder entlassen werden. Das „multikulturelle“ medizinisch-pflegerische Behandlungsteam hat seine ersten Bewährungsproben bestanden, das Essen schmeckt den Patienten gut, Sprachbarrieren sind abgebaut.

Wie auch im DRK-Clementinenhaus sichert und steigert ein kontinuierlicher Verbesserungsprozess (nach EFQM) die Behandlungsqualität.

Mit diesem Schritt haben wir die Lücke der ethnomedizinischen stationären Versorgung für muslimische Patienten zumindest in Hannover geschlossen. Zukünftig soll hier ein Netzwerk aus ambulanter, stationärer und REHA-Behandlung unter Einbeziehung der Altenpflege geknüpft werden. Weitere Kooperationspartner sind bereits im Gespräch, die Gründung eines ambulanten „Ethnomedizinischen Versorgungszentrums“ mit Lotsenfunktion im Zentrum Hannovers ist in Planung.

Axel Düsenberg
Facharzt für Innere Medizin, Innovations- und Prozessmanagement im DRK-Krankenhaus Clementinenhaus, Hannover

tige Zeitpunkt sein, Integrationsleistungen von den Patienten zu verlangen.

Was folgt daraus?

Gerade die Krankenhäuser müssen mit dieser komplexen Situation professionell umgehen. Sie sollten ihre kommunikative und interkulturelle Kompetenz stärken und unterschiedliche Krankheitskonzepte kennen und respektieren. Nur so kann auch den Migranten eine adäquate Therapie angeboten werden.

Für Hannover heißt dies konkret: Bei einem 10%igen Migrantenanteil an der hannoverschen Bevölkerung ist die ambulante Versorgung durch Allgemeinarztpraxen, Facharztpraxen und ambulante transkulturelle Pflegedienste wohnortnah gut organisiert. Der große Teil der muslimischen Migranten, in erste Linie türkischer Herkunft, wird überwiegend von vier großen Schwerpunktpraxen betreut.

Diesem Netzwerk an ambulanter Medizin stand bisher kein ethnomedizinisches Angebot auf stationärer Seite gegenüber. Hier fehlte also ein Glied in der Versorgungskette – wie übrigens auch bei spezifischen REHA- und Altenpflegeeinrichtungen.

Unser Konzept

Auf Initiative des hannoverschen DRK-Krankenhauses Clementinenhaus (als Träger der DRK-Bertaklinik) sowie der ambulanten Schwerpunktpraxen für muslimische Patienten wurde seit Anfang 2004 ein Konzept erarbeitet, das gezielt soziokulturelle Belange muslimischer Patienten in einer Klinik berücksichtigt. Als Konsequenz konnte eine ganze Abteilung der DRK-Bertaklinik für muslimische Patienten reserviert werden.

Erstmalig in der Bundesrepublik sind auf dieser ethnomedizinischen Station

- alle Mitarbeiter intensiv geschult, soziokulturelle muslimische Besonderheiten zu beachten;
- gezielt Ärzte und Pflegepersonal muslimischer Herkunft eingestellt, die nicht nur türkisch sprechen, sondern auch vertraut sind mit der besonderen Krankheitssicht dieser Patienten;
- niedergelassene muslimische Allgemeinmediziner als Belegärzte tätig;
- Angehörige aufgefordert und unterstützt, sich bei der Patientenversorgung und Pflege zu beteiligen;
- garantiert muslimische Kostformen im Angebot: Die Mahlzeiten werden von einem türkischen Restaurant geliefert.



Foto: Agsten (2)

Eigentlich unmöglich

Osman Kalin setzt Kohlpflänzchen aus dem Zuchtbeet hinüber in die großen Beete, eines nach dem anderen und immer schön im Abstand von 20 Zentimetern. Gerade erst besucht die Bürgermeisterin von Friedrichshain-Kreuzberg den 80-Jährigen. Cornelia Reinauer ist gekommen, seinen Obst- und Gemüsegarten mit dem selbstgebauten Häuschen in Augenschein zu nehmen. Ihr imponiert, wie es der anatolische Kleinbauer Anfang der 80er Jahre geschafft hat, der DDR den Garten im Niemandsland abzutrotzen. Obendrein gehört das trapezförmige Stückchen Berlin neuerdings zu ihrem Bezirk.

Wie eine Nase ragte der Gemüsegarten bis dato aus Berlin-Mitte nach Kreuzberg hinein. Jetzt wollten beide Verwaltungen einfach ihre Grenzen an dieser und anderen Stellen begradigen. Der Rentner aber betrachtet den Bezirkswechsel und Bürgermeisterin Reinauers „Antrittsbesuch“ als so etwas wie einen Garantieschein dafür, dass man ihn nun nie mehr vertreiben wird. Nicht nach allem, was im Windschatten der Berliner Mauer und im Wechsel-

spiel der deutsch-deutschen Geschichte auf diesen 350 Quadratmetern geschehen ist.

Weißbärtig und braungebrannt von der Jahrzehnte langen Arbeit im Freien, erscheint Osman Kalin in der Tür des Häuschens. Nach und nach hat er es zusammengefügt aus ausrangierten Türbrettern, Fenstern, Blechen, Fußleisten, Rosten, Latten. Manchen mag es an ein Geçekondu, ein Nachthaus erinnern. So heißen die Hütten im Dunstkreis türkischer Städte, die Landflüchtige im Schutz der Dunkelheit errichten. Aber dazu ist Kalins Bauwerk, das er „mein Sommerhaus“ nennt, eigentlich viel zu komfortabel. Es verfügt sogar über eine zweite, wenn auch sehr niedrige Etage mit Veranden und Balustraden. Wein rankt unterm Dach, und am Fenster neben der Tür hängt ein Puschel getrocknetes, weiches Gras, mit dem man den Staub aus der letzten Ritze entfernen kann.

Behutsam lässt sich Osman Kalin auf einer der etwas wackeligen Biergartenbänke vor dem Haus nieder. Vor zwanzig Jahren hat er diesen Fleck Erde von einem großen Haufen Müll befreit. Warum Abfall verrotten lassen, wo man doch Knoblauch, Tomaten und Zwiebeln anbauen kann? Ihn, der mit seiner Familie in der Nachbar-

Forum: Mauergeschichte

schaft wohnt, konnten die angrenzende Mauer und die martialischen Grenzanlagen dahinter nicht schrecken. Ein Kreuzberger Polizist beobachtete seine ersten gärtnerischen Bemühungen und warnte ihn damals, erzählt Kalin: „Die schießen tot“. Gemeint waren die DDR-Grenzsoldaten. Der West-Polizist durfte ihn allerdings nicht verscheuchen. Der Grund und Boden zählte, wie gesagt, zur östlichen Hemisphäre.

Fast überall ging das Territorium der DDR auf der anderen Seite der Mauer noch ein schmales Stück weiter. Notfalls sollten die Grenztruppen kontrollieren können, was im toten Winkel hinter der Mauer passiert. Ab und an marschierten Soldaten aus den Stahl Türen in der Mauer auf das so genannte Unterbaugelände hinaus. Anderswo war der Geländestreifen gerade bereit genug für die Patrouillen. An einigen Stellen aber hatten die Mauerbauer kleinere Schlenker im Grenzverlauf nicht mit vollzogen, um Beton zu sparen. Der war schließlich Mangelware im zweiten deutschen Staat. So fügte es sich, dass das Unterbaugelände am Bethanien-damm nahe der Kirche St. Thomas groß genug war für einen Gemüsegarten.

Bald traten tatsächlich zwei Grenzsoldaten mit ihrem Vorgesetzten auf den Plan. Das Trio war offenbar entschlossen, dem Spuk ein Ende zu bereiten, erinnert sich Osman Kalin. „Der Kommandeur sagte: ‚Wo ist Pass?‘ Ich werfen Pass auf Boden, er: ‚Warum auf Boden?‘“ Kalin antwortete dem erzürnten Mann in Uniform: „Ich Mensch, du Mensch, Pass nicht so wichtig, nur ein Stück Papier“. Er ließ sein Gegenüber auch wissen: Aus Not hat er die Türkei verlassen, arbeitet seit 1963 schon in Deutschland, muss eine Frau und vier Kinder ernähren und verdient nicht viel als Hilfsarbeiter beim Straßenbau. Wenn man noch dazu krank ist und der Rücken schmerzt vom Steineheben, wie soll man da eine große Familie durchbringen ohne Garten?

Die Grenzer zogen sich zurück, die Lage war wohl kniffliger als angenommen. Wie verhält sich ein Arbeiter- und Bauernstaat, wenn ein Bauer aus Anatolien so arm dran ist im Kapitalismus? Wenn das Elend so groß ist, dass er sich eine der unpassendsten Stellen der Welt

aussuchen muss, um Obst und Gemüse zu ziehen? Höheren Orts wurde entschieden: Der Mann darf bleiben, nur dieser Zaun um den Garten, der muss weg. Osman Kalin entfernte die Eisenstangen und den Maschendraht und umgab seine Parzelle mit einigen Dutzend Weihnachtsbäumen vom letzten Jahr. Das zählt ja wohl nicht als Zaun, hält aber die Diebe einigermaßen in Schach. Später schauten gelegentlich DDR-Grenzer vorbei und bekamen Zwiebeln und Tomaten in die Hand gedrückt, „für Bewachen“. Wenn Osman Kalin so erzählt, bedauert er, dass nie Gelegenheit war, so richtig in einer Schule Deutsch zu lernen. Ein, zwei Wörter am Tag aufschnappen auf der Baustelle, das hat genügen müssen.

Der Grenzzoffizier, dem er damals den Pass vor die Füße geworfen hat, wird später sein Freund. Letztes Jahr ist er noch vorbeigekommen am Bethanien-damm auf eine Tasse Kaffee. Da hat er die Kirschbäume und das Aprikosenbäumchen in voller Pracht bewundern können, die stattlichen Kartoffelpflanzen, die Zwiebeln, die Pfefferminze, und er hat die Parade der ordentlich in Reihen gesetzten Kohlpflanzen abnehmen können. Längst besteht der Zaun nicht mehr aus Weihnachtsbäumen, sondern wieder aus ausgedienten Gardinenstangen, Resten von Maschendraht, Eisen zum Armieren von Beton oder Federkernen einstiger Matratzen. Über dem Gewirr rostenden Metalls ranken Feuerbohnen, Kürbispflanzen und Knöterich.

Nach dem Fall der Mauer haben DDR-Grenzer Osman Kalin das Land übertragen, mit Brief und Siegel. Zwar ist das Dokument keinen Pfifferling, oder besser gesagt keine einzige Kohlpflanze wert. Doch wie zuvor der Amtskollege von Berlin-Mitte sieht auch Kreuzbergs Bürgermeisterin überhaupt keinen Grund, Herrn Kalin zu verdrängen. Zumal Frau Reinauers Lebensmotto – „Sei optimistisch und halte das Unmögliche für machbar“ – auch seines sein könnte. Der Garten liegt auf einer Verkehrsinsel, rein rechtlich handelt es sich um öffentliches Straßenland. Was die Politikerin nicht daran hindert, von einem „historisch gewachsenen Juwel“ zu schwärmen, das längst zur Touris-

tenattraktion geworden sei und auf das man in Kreuzberg keineswegs verzichten möchte.

Cornelia Reinauer stammt aus Albstadt-Lautlingen in Baden-Württemberg, wohnt seit 1978 in Kreuzberg und hat auch mal drei Monate in Istanbul gelebt. So weiß sie Gemüsegärten zu schätzen und kann sich den Tee, den ihr der vom Beten aus der Moschee zurückgekehrte Hausherr anbietet, „orta şekerli“ wünschen, also nur mittelsüß. Sie kann sich auch unterhalten mit Osman Kalins Frau Fadik, die erst später mit den Kindern aus der Türkei nachgezogen ist und kein Deutsch versteht.

Den gastfreundlichen Mann mit der braunen Strickmütze zieht es am Abend noch einmal in seinen Garten. Er muss die Erde um die Tomatenpflanzen herum lockern. Er genießt es durchaus, mit der Familien, den Nachbarn, den früheren Kollegen aus der Tiefbaufirma oder den fotografierfreudigen Touristen vor seinem Sommerhaus zu sitzen und zu plaudern. Aber er braucht auch sein Obst und Gemüse, bei der schmalen Rente. Es fehlt ihm, wenn es nichts zu ernten gibt: „Winter nicht so gut“.

Birgit Loff
Journalistin, Berlin



Zwischen Freiheit und dem Weg Gottes



Foto: Agsten

Zeinap Musari ist heute 21 Jahre alt und eine moderne junge Frau. Als afghanische Schiitin in Deutschland aufgewachsen, kennt sie die christliche wie muslimische Welt und möchte auf keine verzichten.

Immer wieder entfachen sich heftige Diskussionen darüber, ob es möglich sei, diese zwei unterschiedlichen religiösen Lebensweisen friedlich miteinander zu verbinden. Menschen, die in beiden Kulturkreisen heimisch sind, zeigen uns die Probleme, die damit einhergehen – aber auch die Möglichkeiten, die ein solches Miteinander eröffnet. Schon rein äußerlich reflektiert die 21-Jährige beide Kulturen. Sie trägt zwar ein Kopftuch, aber ihre Kleidung ist modern und farbenfroh. Ein rosafar-

benes Kopftuch umrahmt ihr schönes Gesicht. Und sie ist dezent geschminkt: „Eigentlich sollten sich muslimische Frauen nicht schminken“, gesteht sie lächelnd, „aber ich gefalle mir so einfach besser.“

Zeinap Musari ist auf der Suche nach ihrer Position zwischen diesen Welten und hat, wen wundert's, Positives und Negatives auf beiden Seiten entdeckt. „Für mich war immer klar, dass ich nicht mit 15 heiraten wollte, um dann Kinder zu bekommen und zu Hause zu bleiben“, erklärt die junge Frau selbstbewusst.

Deshalb beendet sie ihre Schule und beginnt eine Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation, die sie 2004 erfolgreich abschließt. Sie hofft, bald eine Stelle in einem großen Unternehmen zu finden, und freut sich auf die neuen Herausforderungen: „Ich möchte mich nebenbei auch immer weiter fortbilden, um Neues dazuzulernen.“ Zeinap Musari ist voller Ideen, sie ist neugierig auf das Leben und lässt sich Zeit, bevor sie wichtige Entscheidungen trifft.

Vor der Ausbildung hat sie viel gearbeitet: In Geschäften, im Altenheim, im Krankenhaus ... „Mir war nicht sofort klar, was ich beruflich machen wollte, deshalb habe ich erstmal verschiedene Dinge ausprobiert.“ Die Eltern geben der Tochter Rückhalt bei ihrer Suche und zeigen Verständnis für den von ihr gewählten Weg. „Meine Mutter und auch mein Vater sind sehr liberal. Und das war schon so, als sie noch in Afghanistan lebten“, beschreibt sie ihre Eltern.

Als die Musaris vor 23 Jahren nach Deutschland kommen, führt die „grenzenlose“ Freiheit, die sie hier kennen lernen, dazu, sich wieder mehr ihrer Religion zuzuwenden. Die Familie schafft es aber, ihren erstarkten Glauben mit ihrer liberalen Lebensweise zu vereinbaren. Herr Musari unterstützt seine Frau im Haushalt und auch die beiden Söhne werden in die Pflicht genommen. „Für meine Brüder haben immer die gleichen Regeln gegolten wie

für meine Schwester und mich.“ Zeinap Musari hat mehr Freiheiten als andere muslimische Mädchen. „Ich durfte alleine mit meinen Freundinnen ausgehen – und ob ich ein Kopftuch trage oder nicht, haben meine Eltern mir überlassen. Sie haben mir immer vertraut.“

Was das Tragen eines Kopftuchs betrifft, ist Zeinap Musari zunächst recht wankelmütig. Erst trägt sie es, dann legt sie es wieder ab. Doch als sie beginnt, sich mehr mit ihrer Religion auseinanderzusetzen, entscheidet sich Zeinap für das Kopftuch. „Mein Vater sagte damals zu mir, ich solle es mir gut überlegen“, erinnert sie sich. „Er wollte, dass ich es wirklich ernst meine oder ansonsten lieber lasse.“

Auch ihr Ehemann, der ebenfalls aus Afghanistan stammt, hat ihr in dieser Hinsicht nie Vorschriften gemacht. „Er hat immer gesagt, es sei ihm egal, aber mittlerweile ist er stolz, dass ich es trage – und das aus freien Stücken.“

Zeinap Musari erzählt offen und spontan von ihren Zweifeln und Wünschen: Sie möchte eine „gute“ Muslima sein und nach den Regeln ihrer Religion leben, aber sie möchte auch auf ihre Freiheit nicht verzichten. Sie sucht für sich nach Erklärungen, um mit diesen Widersprüchen zu leben.

„Es ist nicht immer leicht, konsequent zu sein“, seufzt sie. „Ich trage mein Kopftuch gerne, aber ich schminke mich eben auch gerne.“ Sie überlegt: „Aber das ist ja in anderen Religionen ähnlich – auch Christen leben nicht immer genau nach dem, was in der Bibel steht. Trotzdem können sie gute Christen sein.“

Viele Menschen leben heute in mehr als einem Kulturkreis und fühlen sich nicht nur in einem Land zu Hause. Auch die Religionen sollten auf diese veränderten Lebensbedingungen reagieren und sich für Neues öffnen. Es könnte für alle zur Bereicherung werden.

Rena Bürger
Journalistin, Hannover

Loslassen



Swaantje Düsenberg hat diese Zeitschrift maßgeblich mit „erfunden“, sie fast 13 Jahre lang als Redakteurin begleitet und so ihren Charakter deutlich mitgeprägt. Nun heißt es Abschied nehmen.

Liebe Frau Düsenberg,

genau 58 Ausgaben ist es her, dass wir uns zum ersten Mal als Redaktionsgruppe zusammengesetzt und das erste Heft von „Betrifft: Mehrheiten – Minderheiten“ konzipiert haben. Es beleuchtete die ausländischen Jugendlichen und ihre Ausbildungs- und Berufschancen.

Seitdem haben wir eine Vielzahl von interessanten Themen aufgegriffen und – wie Sie es immer nannten – „quergebürstet“. Die Themenvielfalt ging von der Situation der Familien über ehrenamtliches Engagement und Gesundheit bis hin zu Kriminalität.

Ich glaube, wir haben sehr viel von einander gelernt. Sie haben uns näher gebracht, wie man (oder besser Frau) professionell und kompetent eine Zeitschrift konzipiert, strukturiert und herausgibt. Und wir konnten Ihnen tiefere Einblicke in die Themen Migration und Integration geben. Ihr berufliches wie ehrenamtliches Engagement in den verschiedenen Bereichen der Kinder-, Jugend-, Familien- und Gesundheitspolitik haben es uns möglich gemacht, viele neue Partnerinnen und Partner kennen zu lernen und als Autorinnen und Autoren zu gewinnen.

Leider geht die gemeinsame Zeit nun zu Ende. Die Haushaltslage zwingt uns, die Ausgaben für „Betrifft“ drastisch zu drosseln. Eine professionelle Unterstützung können wir uns daher nicht mehr leisten. Ich bedauere dies außerordentlich.

Herzlichen Dank für Ihre Arbeit, Ihre immer konstruktive und menschlich wohlthuende Begleitung. Ich wünsche Ihnen – natürlich auch im Namen der Redaktion – alles Gute.

Mit freundlichen Grüßen
Ihre Gabriele Erpenbeck

Liebe Frau Erpenbeck,

danke für Ihren Brief, er hat mir gut getan! Auch ich habe das gemeinsame Lernen in der Redaktionsrunde stets als fachliche und auch persönliche Bereicherung empfunden.

In den vergangenen 13 Jahren ist Ihre Zeitschrift „Betrifft“ ja immer wieder mal in finanzielle Bedrängnis geraten und wir hatten alle Hände voll zu tun, mit viel Engagement und Kreativität ihre Qualität bei gleichzeitig schwindendem Budget über die lange Zeit zu retten. Dass meine Arbeit für Sie, Ihre Zeitschrift und das Anliegen Ihres Referates nach dieser Zeit nun doch enden muss, ist daher auch aus meiner Sicht bedauerlich. Und dies einmal mehr, weil wir das Kind ja gemeinsam aus der Taufe gehoben haben.

Andererseits: naturgemäß werden auch Kinder älter und bilden – heutzutage spätestens mit 13 Jahren – das Vollbild der Pubertät aus. Dies ist für Eltern erfahrungsgemäß eine schwierige Zeit, denn sie fordert ihnen in besonderem Maße Gelassenheit und Kreativität, Begleitung und Auseinandersetzung ab. Und natürlich gute Nerven in kritischen Situationen, das vor allem. Aber auch den Mut zum Loslassen, denn das Kind soll und muss sich ja seine Selbstständigkeit erobern und erproben.

In diesem Sinne lasse ich „Betrifft“ nun los. Ich bin aber sicher, dass die Zeitschrift durch die weitere Begleitung durch Sie und Ihr Team gut und mit weiter wachsendem Selbstbewusstsein alle Klippen ihrer Pubertät meistern wird. Denn sie verfügt über Substanz, Herz und Verantwortungsbewusstsein.

Ich wünsche Ihnen und allen Beteiligten weiterhin viel Spaß auch in dieser neuen und spannenden Zeit.

Mit besten Grüßen
Ihre Swaantje Düsenberg



**JUNGEN:
Ritter ohne Rüstung?**

Identitätsfindung

Jungen stärken – Zur Modernisierung der Lebensentwürfe von Jungen

Uli Boldt, *Werkstattheft für die Schule, Sek. I. Pädagogisches Landesinstitut Brandenburg, Wissenschaft & Technik Verlag 2000 (Bestellungen nur noch über Uli Boldt, Neuauflage geplant)*

Dies und Das! Das „Variablenmodell“: „Balanciertes Junge- und Mannsein“ als Grundlage für die pädagogische Arbeit mit Jungen und Männern

Reinhard Winter, Gunter Neubauer, Tübingen 2001

Echte Kerle – Jungen und ihre Helden

Dieses Buch nimmt die Entwicklung von Jungen in den Blick und fragt danach, welche Bedeutung Helden und Vorbilder für sie haben. Kernthema des Buches mit vielen Beispielen sind Männerbilder in Medien für Kinder – und wie Jungen damit umgehen. Tim Rohrmann, Reinbek 2001

Der gemachte Mann – Konstruktion und Krise von Männlichkeiten

Das Buch zeigt auf, dass Männlichkeit gesellschaftlich konstruiert und längst nicht mehr eindeutig ist.

Robert W. Connell, Opladen 2000

Kleine Helden in Not – Jungen auf der Suche nach Männlichkeit

Dieses nach wie vor grundlegende Werk weist auf die vielfältigen Probleme im Leben von Jungen hin und bemüht sich um Verbesserung ihrer Situation.

Dieter Schnack/Rainer Neutzling (2000)

Jungen – Was sie vermissen, was sie brauchen

William F. Pollack, Weinheim und Basel 2001

Islamische Identitäten – Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich

Nikola Tietze, Hamburg 2001
ISBN 3-930908-68-9

Anhand von Porträts und Interviews schildert die Autorin, auf welcher vielfältigen Art junge Männer den Islam als eine von zahlreichen Möglichkeiten zur Entwicklung ihrer Subjektivität nutzen und ihn dabei immer wieder ihren Bedürfnissen entsprechend umformen. Dabei arbeitet sie Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen den Muslimen in beiden Ländern heraus und benennt deren Ursachen.

Hamburger Edition HIS Verlagsges. mbH, Mittelweg 36, 20148 Hamburg, Tel. 040 41409734

Türkische Männer in Deutschland

Bielefeld 2002, ISBN 3-933127-87-4

Die Medien präsentieren ältere türkische Migranten oft als traditionalistische „Islam-Machos“. Diese Publikation rückt die türkischen Männer der ersten Migrantengeneration explizit in den Mittelpunkt der Analysen, wo sie als „Experten ihrer eigenen Geschichte“ ausführlich selbst zu Wort kommen. So entsteht Raum für Reflexion der Befragten über ihr Verhältnis zu den eigenen Eltern, zur Ehefrau, zu den Kindern und zu ihrem Leben in zwei Heimatländern.

Transcript, Mühlenstraße 47, 33607 Bielefeld, Tel. 0521 63454, Fax 0521 61040, live@transcript-verlag.de, www.transcript-verlag.de

Jungenarbeit

Arbeitshilfe 8: Jungenarbeit

2001 herausgegeben vom Paritätischen Jugendwerk mit in die Jungenarbeit einführenden Texten, Projektbeschreibungen und einem „Methodenkoffer“.

Bezug: PJW, Loher Straße 7, 42283 Wuppertal, Fax 0202 2822384

Jungenarbeit machen! –

Dokumentation einer Fachtagung

Kurzreferate und Materialien zu den 2001 durchgeführten Workshops. Veröffentlicht in Bd. 31 aus der Reihe *Ideen & Konzepte*, herausgegeben vom Landschaftsverband Westfalen-Lippe

Geschlechtsspezifische Jungenarbeit im Rheinisch-Bergischen Kreis

Dokumentation vom Forum Jungenarbeit. Sie enthält eine Reihe von Praxisberichten mit Projektbeispielen sowie Kooperations- und Finanzierungsmöglichkeiten und liefert methodische Vorschläge und Praxiseinblicke.

Herausgeber und Kontakt: *RegioNet Netzwerk, Refrather Weg 30–36, 51496 Bergisch Gladbach, Tel. 02202 132812*

Jungenarbeit – Praxishandbuch für die Jugendarbeit

Uwe Sielert, Weinheim/München 2002, völlig überarbeitete Auflage

Ich bin froh, dass ich ein Junge bin – Materialien zur Jungenarbeit in der Schule

Uli Boldt, Baltmannsweiler: Schneider-Verlag, Hohengehren 2001

Praxis der Jungenarbeit

Jungenarbeit gibt es in vielfältigen Facetten in verschiedenen Feldern der Jugendhilfe. Dieses Buch hat praktische Ansätze gesammelt.

Benedikt Sturzenhecker und Reinhard Winter (Hrsg.), Weinheim und München 2002

So geht Jungenarbeit – Geschlechtsbezogene Entwicklung von Jugendhilfe

G. Neubauer/R. Winter, Veröffentlichung durch das SPI, Berlin 2001

Soziale Arbeit und Geschlecht – Theoretische und praktische Orientierungen

Die Notwendigkeit, geschlechtstypische Bezüge in Diagnose und Intervention zu berücksichtigen, ist heute in der Sozialpädagogik und Sozialarbeit unbestritten. In der gegenwärtigen Diskussion um die Durchsetzung eines Gender-Mainstreaming erlangt die Geschlechterorientierung neue Relevanz. Lothar Böhnisch, Weinheim 2002

Halbe Hemden – Ganze Kerle

Jungenarbeit als Gewaltprävention

Hannover 2004, ISBN 3-9807125-4-0

Die Arbeitshilfe bietet theoretische Überlegungen und exemplarische Ansätze für die praktische Jungenarbeit und zeigt, wie gewaltpräventive Ziele in der Jungenarbeit umgesetzt werden können. Sie liefert Praxis-Ideen und Übungen von zwei Jungenarbeits-Ex-

perten, die ihre Ansätze über viele Jahre erprobt und überprüft haben.
Landesstelle Jugendschutz Niedersachsen, Leisewitzstraße 26, 30175 Hannover, Tel. 0511 858788, Fax 0511 2834954, E-Mail: info@jugendschutz-niedersachsen.de

In der Schule

Perspektiven der Jungenarbeit – Konzepte und Impulse aus der Praxis
Ein Projekt zur Lebens- und Berufsplannung für Jungen an Schulen ist hier anschaulich beschrieben.
O. Jantz/Chr. Grote, Opladen 2003

Koedukation und Jungen – Soziale Jungenförderung in der Schule
Astrid Kaiser, Weinheim 1997

Männliche, muslimische Jugendliche in der Schule – Konflikte und Projekte zu ihrer Lösung
Der Autor der Broschüre will den Lesern Migranten in der Berliner Schule nahebringen, die nach allen Erfahrungen am Ende der Grundschulzeit und in der Sekundarstufe (besonders weiblichen) Lehrkräften die häufigsten Lern- und Kommunikationsstörungen bereiten: männliche, muslimische Jugendliche. Im ersten Teil erfolgt eine theoretische Problemanalyse, im zweiten Teil werden fächerübergreifende Projekte für Grund- und Oberschulen exemplarisch vorgestellt.
Berlin 2003, Berliner Landesinstitut für Schule und Medien, Alt-Friedrichsfelde 60, 10315 Berlin, Tel. 030 9021111

Interessante Links

www.pfunzkerle.de
Initiative Jungen- und Männerarbeit. Der Verein stellt wissenschaftliche Projekte zur Lebenssituation und zu Lebenslagen von Jungen und Männern vor, bietet Informationen über männliche Sexualität und Sexualaufklärung von Jungen, sowie Beratungs- und Trainingsangebote für Männer.

www.ak-jungenarbeit.de
bei INPUT in München. Der Arbeitskreis ist ein Zusammenschluss verschiedener Einrichtungen und hat Jungenarbeit in Theorie und Praxis zum

Inhalt. Neben aktuellen Terminen zum Thema Jungenarbeit und Literaturtipps finden sich hier auch Hinweise auf andere Einrichtungen, die einen relevanten Bezug zur Jungenarbeit pflegen und Beiträge von Jungen zu ihren Erlebnissen mit Jungenarbeit.

www.LAG-JuNi.de
Landesarbeitsgemeinschaft Jungenarbeit Niedersachsen. Die LAG JuNi versteht sich als Kontaktstelle für den Fachdialog unter allen Trägern der Kinder- und Jugendhilfe und Schule sowie mit Fachkräften aus Praxis und Wissenschaft. Neben Veranstaltungshinweisen und Diskussionsrunden sind interessante Links zu finden.

www.mannigfaltig.de
Institut und Verein für Jungen- und Männerarbeit. Der Verein bietet Seminare, Fachtagungen, Weiterbildungen zu den Themen: Jungensozialisation, Gewalt(prävention), Geschlechterverhältnis an sowie Fachliteratur und Materialien. Er ist eine Beratungsstelle für Jungen und Männer in besonderen Lebenssituationen und Krisen (Schwerpunktthema: sexuelle Gewalt).

www.kinderschutz.kidshotline.de
Beratung und Information für Jungen. Die Kids-Hotline berät junge Menschen bis 21 Jahre anonym und kostenlos zu allen Fragen rund um Freundschaft, Schule, Sucht, Gewalt, Familie usw.

www.jugendserver.de
Selbstorganisation Jugendlicher Migrant/-innen. In dem Jugendserver sind Grundlagen und Studien, Organisationen und Projekte, Termine, Fortbildungen sowie Literatur und Materialien zu wichtigen Themen wie z. B. Arbeit, Sport, Freizeit, Recht, Medien, Aufklärung, Familie, Jugendpolitik zu finden.

Filme

Jungenlust/-frust
Vom März 1996 bis zum September 1997 führte das „Medienprojekt der Stadt Wuppertal“ das Videoprojekt „Jungensexualität“ durch. Innerhalb dieses Zeitraumes wurde von 12 verschiedenen Jungen- bzw. junge Männer-Gruppen (im Alter von 15–20

Jahren) jeweils über zwei Monate ein Video zu einem spezifischen Aspekt ihrer Sexualität produziert. Die Gruppen wurden angeleitet von einem Medienpädagogen. Alle Videos (Kurzspielfilme, Trickfilme, Dokumentationen) haben dokumentarische Anteile, die aus einer ausführlichen Selbstexploration der Gruppe resultieren.
© 2003, DV, 140 Min., DVD oder Video, Kaufpreis jeweils 60 €

Hitan – Zur Beschneidung von moslemischen Jungen

In der 40-minütigen Dokumentation wird die Beschneidung eines 8-jährigen türkischen Jungen gezeigt. Hierin eingebettet sind Interviews mit vier moslemischen jungen Männern (18–20 Jahre aus Eritrea, Marokko und der Türkei) aus der Filmgruppe zur Geschichte ihrer Beschneidung und zu ihren heutigen Einstellungen. Ein weiteres Interview mit den Eltern des beschnittenen türkischen Jungen zeigt ihre persönlichen Gründe und Empfindungen, das Interview mit dem türkischen Arzt schildert den Ablauf und die medizinischen Gründe für die Beschneidung und deren Unterschiede in verschiedenen Kulturen. Schließlich nennen ein islamischer (arabischer) Prediger die religiösen und eine türkischen Wissenschaftlerin die kulturellen Gründe und Verschiedenheiten der Beschneidung.
© 1997, SVHS, DVD oder Video, Kaufpreis jeweils 30 €

B-Boys Berstraße

Video von/über Wuppertaler Breakdancer unterschiedlicher Herkunft. Das Video wurde von sechs Hauptschülern zwischen 10 und 15 Jahren im Rahmen des EU-Projektes „MIRROR“ produziert. Die Jungen jugoslawischer, bosnischer, türkischer und deutscher Herkunft haben sich in einem Jugendtreff kennen gelernt und ein gemeinsames Hobby gefunden, das sie mit großem Ehrgeiz und Spaß betreiben: Das „Breaken“.
© 2001, DV, 34 Min., Video, Kaufpreis 30 €, Ausleihe 10 €

*Alle Filme sind zu beziehen bei:
Medienprojekt Wuppertal, Hofaue 59, 42103 Wuppertal, Tel. 0202 5632647, Fax 0202 4468691, E-Mail: borderline@wuppertal.de*



1. PREIS: 3.000 EURO

und der Grundschulpreis „Engagement macht Schule“ – eine ca. 80 cm hohe Skulptur aus Ulmenholz, von der Künstlerin Claudia Maria Ammann eigens für diesen Wettbewerb gestaltet.

2.–5. PREIS: Je 2.000 EURO

6.–10. PREIS: Je 1.000 EURO, 11.–20. PREIS: Je 500 EURO

➤ Die Gewinner werden zu einer internationalen Konferenz nach Berlin eingeladen und dort öffentlich ausgezeichnet.

DER GRUNDSCHULPREIS „ENGAGEMENT MACHT SCHULE“

www.integration-at-school.net

➤ Liebe Lehrerinnen und Lehrer,

wir suchen Grundschulen, die neue Wege in der interkulturellen Bildung und der integrativen Arbeit mit Kindern mit Migrationshintergrund gehen.

„Engagement macht Schule“ sucht deshalb Ideen und Projekte, die ohne großen finanziellen und organisatorischen Aufwand in und außerhalb von Lehrplan und Schulalltag umsetzbar sind.

Schicken Sie uns Ihre Projektberichte und innovativen Konzepte! Egal ob als Text, als Webseite, als Film oder etwas ganz anderes – wir freuen uns über jede Zusendung. Wir wünschen Ihnen viel Erfolg!

Einsendeschluss: 31.01.2005

Zusendung an: Zeitbild Verlag GmbH, Kaiserdamm 20, 14057 Berlin
engagement@zeitbild.de

„ENGAGEMENT MACHT SCHULE“ WIRD DURCHFÜHRT MIT UNTERSTÜTZUNG VON:



Mellemfolkeligt Samvirke
Gesellschaft für internationale
Zusammenarbeit, Dänemark



Landesbüro zur Bekämpfung
von Rassendiskriminierung,
Niederlande



Kulturimpuls:
Impulse für interkulturelle
Projekte an Schulen in
Österreich

➤ TEILNAHMEBEDINGUNGEN

Teilnehmen kann jeder, alleine oder als Team, der sich um interkulturelle Bildung und die Integration von Kindern mit Migrationshintergrund an Grundschulen engagiert. Die Preisgelder sind an den Einsatz innerhalb der prämierten Projekte gebunden. Einsendeschluss ist der 31. Januar 2005. Das Datum des Poststempels gilt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Der Zeitbild Verlag, die Europäische Kommission und die Projektpartner behalten sich das Recht auf Veröffentlichung der Beiträge in allen Medien vor.